Der sittliche Charakter

des

Heidenthums.

Von
Friedrich August Gottreu
Dr. A. Tholuck.

Dritte verbesserte Auflage.

Gotha 1867.
Friedrich Andreas Perthes.

Der sittliche Charakter des Heidenthums.

Vorwort.

Die nachfolgende Abhandlung hatte der selige Neander nach Verabredung mit mir als Einleitung zu seinen Denkwürdigkeiten aus der Geschichte des christlichen Lebens zu einem wohlthätigen Zwecke herausgegeben. Bei der dritten Auflage der Denkwürdigkeiten wurden die drei Bändchen derselben zu Einem Bande vereinigt und von dieser Abhandlung ein Separatdruck in Aussicht genommen. Dieser ist bis jetzt unterblieben. Seit jener Zeit ist die Alterthumswissenschaft in so verschiedenen Gebieten fortgeschritten, hat auch mein Urtheil über den betreffenden Gegenstand sich vielfach so modificirt, daß eigentlich eine neue Bearbeitung hätte an die Stelle treten müssen. Da mir jedoch hiezu die innere Aufforderung fehlte, so gebe ich die frühere Abhandlung in verkürzter Gestalt; da auch jetzt noch öfter auf dieselbe Bezug genommen wird, sie aber im Buchhandel nicht mehr zu finden war, so dürfte auch jetzt noch dieser Wiederabdruck Manchem willkommen seyn.

Inhalt.

I.

Die Entstehung des Naturcultus des Heidenthums.

Nicht aus einem thierischen Zustande heraus hat der Mensch sich entwickelt. Aus dem Zustande eines höheren unschuldigen Kindheitslebens hat er auch nach seinem Falle Erinnerungen mit sich genommen. Zu Enos Zeit beginnt unter den Sethiten ein gemeinsamer Cultus im Namen Jehovahs (1. Mos. 4, 26). Noch zur Zeit Abrahams ist nach der biblischen Urkunde die reine Gotteserkenntniß auch außerhalb seiner Geschlechtslinie nicht ganz ausgestorben. Er findet in Canaan einen Verehrer desselben Gottes, den er anbetet (1. Mos. 14.). Um die Zeit Moses findet sich noch in Mesopotamien ein Bileam, welcher neben seinem Naturcultus den Gott Israels anbetet. Auch die Ueberlieferung der Heiden weiß von einer Urzeit mit höherer religiöser Einsicht, aus welcher die Kenntniß der Gottheit stammt. „Alles," sagt Sokrates im Philebus [1]), „was durch die Kunst entstanden, ist auf folgende Weise entstanden: Einst wurde, wie es mir scheint, eine Gabe der Götter an die Menschen durch einen gewissen Prometheus von den Göttern zu den Menschen herabgebracht, zugleich mit dem herrlichsten Lichte. Die Alten nun, die besser als wir sind und den Göttern am Nächsten standen, haben uns überliefert, daß..." Ebenso sagt Aristoteles [2]): „Von den Alten ist in Gestalt von Mythen den späteren Nachkommen die Ueberlieferung hinterlassen worden, daß die Obgenannten Götter sind und die Gottheit die ganze Natur umfaßt — und indem nach Vermögen eine jegliche Kunst und Philosophie öfters gefunden und wieder verloren worden war, seien auch diese Lehrsätze die Ueberreste von ihrer Weisheit bis jetzt fortgepflanzt worden." In demselben Sinne sagt auch der Heide Cäcilius [3]). „Ich glaube

1) Phil. p. 240 ed. Bekker.
2) Aristoteles metaphys. 1, 11, 18.
3) Menutii Octav. c. 6 §. 1.

den Vorfahren, welche in einer noch ungebildeten Zeit bei dem ersten Anfange der Welt die Götter zu Freunden oder zu Königen zu haben gewürdigt wurden." Denn nicht auf Speculation, sondern auf Ueberlieferung ruhen entstellt und unentstellt die ältesten Religionsanschauungen der Völker. „Religion," spricht Herder [1]), „so verschieden ihre Hülle sei, auch unter dem ärmsten und rohesten Volke finden sich ihre Spuren. Woher kam sie nun diesen Völkern? Hat jeder Elende sich seinen Gottesdienst etwa wie eine natürliche Theologie erfunden? Diese Mühseligen erfinden nichts, sie folgen in allem der Tradition ihrer Väter. Tradition ist die Mutter ihrer Sprache, wie ihrer Religion." Trefflich äußert sich ein bekannter Alterthumsforscher Ouwaroff [2]): „L'état naturel de l'homme c'est ni l'état sauvage, ni l'état de corruption, c'est un état simple, meilleur, plus rapproché de la divinité; l'homme sauvage et l'homme corrompu en sont également éloignés."

Was den Ursprung des Heidenthums betrifft, so hat sich bei den Rabbinern und bei den Kirchenvätern das Bewußtseyn, daß dabei der Vater der Lüge thätig gewesen seyn müsse, in der mythisirenden Form ausgeprägt, daß die Menschen durch böse Geister zum Irrthum verführt worden. Bei Paulus findet sich eine solche Vorstellung nicht. Er spricht aber davon, daß die von Gott dem Menschen eingepflanzte wahrhafte Erkenntniß von den Menschen „in Ungerechtigkeit, d. i. durch Ungerechtigkeit oder Sündhaftigkeit niedergehalten worden sei" Röm. 1, 18. Auf die menschliche Sündhaftigkeit führt er demnach den Ursprung der heidnischen Naturgötter zurück. Nicht erstickt, sondern nur niedergehalten ist also nach dem Apostel jene dem Menschen ursprünglich eingepflanzte Wahrheit. Denn daß auch dem falschen Gottesdienste ein dunkles Bewußtseyn der Wahrheit zu Grunde liege, daß auch die Gebete, welche zu den vermeintlichen Göttern aufsteigen, den wahren Gott meinen und ahnen, spricht er in jener erhabenen Rede an die Athener aus, wo er sagt, daß er eben den Gott ihnen predige, dem sie als dem Unbekannten einen Altar aufgerichtet und unwissend Gottesdienst thun (Apg. 16, 23). — Naturcultus ist die heidnische Religion in ihren mannichfaltigsten Formen von ihrem rohen Fetisch- und Zauberdienste bis zur Anbetung des Göttlichen in Menschengestalt, sei es, daß die Creaturen zum Gegenstande der Anbetung gemacht werden, sei es, daß der denkende Geist sie in einer Einheit zusammenfaßt: den Gott über der Natur, den hei-

1) Ideen zur Geschichte der Philosophie der Menschheit. B. II. S. 288.
2) Ouvarof, Essais sur les Mystères d'Eleusis, Paris 1816. p. 10.

ligen Gott kennt die Religion des Heidenthums nicht, wenngleich zahlreiche sittliche und erhabene Züge, welche sie ihren Gottheiten beilegen, darthun, daß das Bewußtseyn des wahren Gottes in der That nicht in ihnen erloschen war. Eine solche Vergötterung der Natur und ihrer Kräfte konnte nur da entstehen, wo der Lebenszusammenhang mit dem über der Natur stehenden Gotte sich für den Menschen verdunkelt hatte, wo der Geist im Naturleben untergegangen war — wie der Apostel es ausspricht, durch die Sündhaftigkeit der Menschen. Wer jene Naturreligionen bloß aus Schwäche der Einsicht, aus Mangel an Verstandescultur erklären wollte, der würde zu erkennen geben, daß er das Wesen des religiösen Glaubens nicht erkannt hat, dessen Grund eine gefühlte Lebensbeziehung auf Gott ist. Wohl ist das Wort des Dichters wahr: „In seinen Göttern malet der Mensch sich," aber auch der Spruch hat seine Wahrheit und ein noch älteres Recht: „Sowie dein Gott, so wirst du auch, das ist der Völker alter Brauch." Was der Mensch lebt, das glaubt er, während er andererseits glaubt, was er lebt. Daher auch jene entsittlichende Rückwürkung des Naturcultus der Heidenwelt auf ihr Leben, wie Paulus in der angeführten Stelle (V. 26—31) dieselbe schildert, indem er die Laster, denen sie fröhnen, womit sie sich bis zum Thier, ja unter das Thier herabwürdigen, als die natürliche Vergeltung dafür bezeichnet, daß sie es nicht werth geachtet haben, eine ursprüngliche Erkenntniß von Gott zu besitzen.

II.

Beurtheilung der heidnischen Religion von den Heiden selbst.

Wie sich das innere religiöse Leben des heidnischen Volkes gestaltet hatte, davon wissen wir wenig oder nichts. Dem Worte: vox populi vox Dei kommt jedoch eine Wahrheit zu, wenn wir im Gegensatze zu den Gebildeten, daher aber auch oft Verbildeten und Eingebildeten, unter populus das schlichte naive Volk der geringeren Klassen verstehen. Wir sind daher auch nicht im Stande genauer anzugeben, in wiefern unter den ungebildeten Ständen sich die Sehnsucht nach etwas Besserem aussprach. Das sogenannte gemeine Volk ist gewöhnlich noch lebendiger für wahrhafte Religiosität empfänglich, weil es seine Bedürfnisse sich nicht hinweggeklügelt hat, weil keine trügliche blendende Weisheit dem Sehnen der gottverwandten Seele, wenn sie einmal aus ihrem Sündenschlummer erwacht, scheinbare Befriedigung giebt [1]). Schon aus diesem Grunde müssen wir glauben, daß auch unter dem heidnischen Volke mancher Einzelne gewesen, der in der Stille trauerte, daß sein Verlangen nach himmlischem Troste nicht gestillt wurde, daß er kein höheres göttliches Ideal hatte, welches er unter den Mühseligkeiten des Lebens als des Lebens eigenstes Ziel verfolgen konnte. In der That macht sich zuweilen ein natürliches Wahrheitsgefühl geltend, welches die höheren Klassen beschämt. So macht Tertullian die Mittheilung, daß das Volk bei Gemüthsbewegungen sich nicht zu den Göttern gewandt, sondern sich der Worte bedient habe: „Bei Gott! So wahr Gott lebt! Soll mir Gott helfen!" Auch habe sich der Blick dabei nicht nach dem Capitol gekehrt, sondern zum Himmel. Hieher gehört auch die interessante Bemerkung des Aulus Gellius [2]), daß die alten Römer bei Erd-

1) Der treffliche Ausspruch bei Lactanz: Nam vulgus interdum plus sapit quia tantum quantum opus est sapit. Lact. Instit. l. 3. c. 5.
2) Noctes Atticae. l. I. c. 28.

beben nicht zu irgend einem der bestimmten Götter zu beten pflegten, sondern nur zu Gott als dem Unbekannten [1]). Schon deswegen aber sind die Nachrichten über die Empfindungen des Volkes so sehr spärlich, weil der schreibende Theil desselben, sich zu den Gebildeten rechnend, die Gemüthsentwickelung der niederen Klassen als eine von der seinigen ganz verschiedene und niedere betrachtete. Da jedoch, wo die Gebildeteren die Empfindungen der Ungebildeten noch einigermaßen beachten und aussprechen, finden wir auch würklich manche äußerst gehaltvolle Aeußerungen über die Götter, die Mangelhaftigkeit des Heidenthums und den wahren Charakter der Frömmigkeit, nämlich in den Lustspieldichtern der Griechen, von denen wir leider nur Fragmente besitzen [2]). — Wie anders finden wir es dagegen bei Beginn der Reformation, deren Geschichtschreiber uns unzählige, äußerst rührende Züge aus dem geistigen Leben des nach jener religiösen Umwälzung sich sehnenden Volkes liefern, weil sie eben ein und denselbigen Geist Gottes im Niedrigsten des Volkes thätig erkannten, welcher sie selbst zu einem heiligen Leben erweckt hatte [3]).

Unter den gebildeten Griechen und Römern mochte wohl das lebendige Gefühl des Herzens weniger dazu beitragen, die Unzulänglichkeit ihrer Religion zu erkennen, desto mehr aber ihre Verstandesbildung, so daß viele ihrer Aussprüche sich weit über die Volksreligion erheben. Unter den Aeltesten von diesen Zeugen der Wahrheit verdient erwähnt zu werden der Eleate Xenophanes. Dieser tiefblickende Mann schloß seine Schrift über die Natur mit den trefflichen Worten: „Niemand hat Gewisses erkannt, noch wird ers erkennen über die Götter und was ich vom Weltall sage. Denn, wenn er auch selbst das Vollendetste sagte, weiß er es dennoch nicht, sondern Wahn ist über alles verhängt" — ganz wahr, wenn allein die Leiter syllogistischer Beweisführung den Menschen zum höchsten Wesen hinaufleiten soll. In dieser Rücksicht verdient auch Xenophanes das Lob mit Recht,

---

1) Lactantius, der dies weiter ausführt, bemerkt, daß sie gerade im Unglück und in Gefahr sich der Benennung Deus vornehmlich bedienten, postquam metus deseruit et pericula recesserunt, tum vero alacres ad *Deorum* templa concurrunt, his libaut. De Inst. div. II. c. 1.

2) Man sehe die Bruchstücke von Philemon, Menander, Diphilus bei Clem. Alex. Strom. l. V. und in dem Buche de Monarchia Dei.

3) S. die trefflichen Bemerkungen über die Reformation in: Georg Müller's Reliquien. Leipzig, 1806. B. 3.

welches ihm Timon, der Menschenhasser, gab, der ihn den **Denker ohne Dünkel** nannte. Hätte nur der vom Wissensdünkel freie Denker statt dessen, was er dem Menschen nahm, ihm auch etwas zu geben vermocht. Xenophanes unterschied sich indeß auch dadurch von den andern Philosophen, daß, was seine etwelche Ueberzeugung von den Göttern war, er frei aussprach, sollte er auch mit den Volksmeinungen in grellen Widerspruch treten, es war ihm würklich darum zu thun, das Volk zu bilden. Er lehrte [1]): „Ein Gott ist nur unter den Menschen und Göttern der größte, weder an äußerer Gestalt, noch am Geiste dem Menschen vergleichbar," — „aber die Sterblichen meinen, die Götter werden gezeuget, seien an Sinn ihnen gleich, an Stimme und Körper." — Hätten aber die Stiere Hände oder die Löwen, mit den Händen zu zeichnen, oder die Geschäfte der Menschen zu verrichten, so würden die Pferde den Pferden, die Stiere den Stieren ähnlich die Gottheit darstellen, und solche Körper ihnen leihen, wie sie selbst sie besitzen [2])." Den Verfolg dieser Verse giebt im Auszuge Theodoretus [3]). Xenophanes sagt nämlich: noch deutlicher als selbst die Täuschungen der Schauspieler zeige sich darin die Täuschung mit den Götterbildern, daß die Aethioper ihre Götter schwarz mit stumpfer Nase bildeten, wie sie selbst, die Thraker röthlich u. s. w. Dieselben Gründe gegen die Vermenschlichungen der Götter hat Cicero De Natura D. I., 27 und 29. Doch sind diese Vermenschlichungen nicht schlechthin als Irrthum zu bezeichnen. Es ist freilich wahr, was Epicharmus in einem Bruchstücke [4]) sagt, daß jedes Geschlecht der Wesen sein eignes Urbild für das schönste hält; allein dies hangt damit zusammen, daß kein Wesen vermag über die ihm vom Schöpfer gesetzte Gränze hinauszugehn. Ein jedes sieht Gott in dem Urbilde seiner eigenen Gattung und erkennt nur durch die seinem eigenen Daseyn zu Grunde liegende Idee den Begründer alles Daseyns, indeß erkennt es darum denselben nicht unwahr, sondern nur unvollkommen. Es ist das Eine große Antlitz, das sich in den Spiegeln aller Urbilder der vernünftigen Wesensgattungen spiegelt — von den kleineren Spiegeln beschränkter, von den größeren vollkommener, von allen aber wahrhaft zurückgestrahlt wird. — Xenophanes griff aber auch die Vorstellungen der Götter an, die in den Dichtern der Griechen sich finden, welche nicht allein unangemessen, sondern auch schmählich und unwürdig. Er sagt: „Alles

1) S. Sextus Empir. adv. Mathem. VII. §. 49.
2) Clem. Alex. Strom. V. 14. Euseb. Praep. XIII. c. 13.
3) De affect. curat. disp. III. p. 780. ed. Hal.
4) Diog. Laert. III, §. 16. im Leben Platos.

legten Homer und Hesiod den Göttern bei, was bei Menschen schmachwürdig und schlecht, stehlen, ehebrechen und wechselseitig betrügen"[1]). Daher nannte ihn auch Timon: „den Homertreter und Verhöhner" Ὁμηροπάτης ἐπικόπτης. — Fast noch härter als Xenophanes äußerte sich gegen die Dichter Heraklitus von Ephesus[2]). Dieser sagte: Homer müsse aus den Wettstreiten ausgestoßen werden und Backenstreiche empfangen, und Archilochus gleichfalls.

Nächst Xenophanes verdient sogleich derjenige angeführt zu werden, welcher wie unter den Heiden der größte, so dem Christenthum der nächste ist, Sokrates. Abhold allem demjenigen, was nicht unmittelbar auf das sittliche Leben des Menschen einwürkt, brachte er durch seine Winke und seine einzelnen Lehren einen neuen Samen unter das griechische Volk, der, sechs Jahrhunderte hindurch befruchtend unter allen von sittlicherem Ernste und religiöser Sehnsucht ergriffenen Griechen und Römern fortwürkte. Sokrates Unwissenheit war nicht Lehre, sondern Empfindung, zwischen welchen, wie Hamann sagt, ein größerer Unterschied ist, als zwischen dem lebenden Thier und dem anatomischen Gerippe desselben. Diese empfundene und tief im Innern gefühlte Unwissenheit brachte ihn dahin, mit Selbstverläugnung Lehrer des Volkes zu werden, dahin ihn Gott gestellt hatte. Er folgte dem Dämonion, so weit es ihm nicht abrieth. Es rieth ihm aber ab, geradezu diejenige Götterwelt dem Volke zu nehmen, an der alle Sittlichkeit desselben hing, die noch vorhanden war; es rieth ihm ab zu unternehmen, was über seine Kräfte ging, denn daß nicht Furcht ihn darüber schweigen ließ, würde wenigstens der Ausspruch zeigen, den er bei Plato thut (im Criton): „Daran müssen wir uns also gar nicht kehren, was das Volk sagt, sondern was der Kenner des Rechten und Unrechten, der Eine und die Wahrheit selbst." Er verfuhr daher nach jenem Weisheits-Princip, das er dem Delphischen Apoll abgelernt: οὐ λέγει οὐδὲ κρύπτει ἀλλὰ σημαίνει, er sagt es nicht, er verbirgt es nicht, aber er deutet es an. Seine Lehre von der Gottheit war die: Der überaus zweckmäßige und kunstvolle Bau des Menschen, der kleinen Welt, wie die zweckmäßige und wunderbare Einrichtung des ganzen Alls sind ein Zeugniß für den Unsichtbaren, der, ob er auch selbst nicht erscheint, doch aus seinen Würkungen erkannt wird, gleichwie die Seele aus ihren Thätigkeiten. „Dies," sagt Sokrates in der merkwürdigen Stelle Memor. l. IV. c. 3. zu

---

1) Sext. Emp. adv. Math. X. 193.
2) Diog. Laert. IX. §. 2.

Euthydemus, „dies — nämlich, daß die Götter den Menschen übernatürliche Offenbarungen ertheilten, in Bezug auf welche Euthydemus vorher gemeint hatte, Sokrates schiene ganz besonders derer gewürdigt zu seyn — wirst auch du, o Euthydemus, erkennen lernen, wenn du nicht wartest, bis du die Gestalten der Götter siehst, sondern wenn es dir genügt, ihre Werke sehend, die Götter anzubeten und zu verehren"[1]). — Sokrates vermied jede genauere Erklärung über das Wesen Gottes, als welches dem Menschen unfaßlich sei. „Bedenke" — sagt er dem Euthydemus a. a. O. — „daß die Sonne, die allen sichtbar ist, dennoch Niemandem erlaubt, sie genau anzusehen, sondern wenn Jemand auf ungebührende Art sie zu schauen versucht, raubt sie ihm das Gesicht. Selbst die Diener der Götter[2]), Donner und Wind, sind den Menschen ihren Würkungen nach bemerkbar, an sich aber unsichtbar[3])." Zu dieser weisen Unwissenheit über das Wesen Gottes fügte Sokrates die Erklärung hinzu über den allein richtigen Weg zur Seligkeit des Menschen, und begründete hiedurch die wahre Erkenntniß des Wesens Gottes, die er auf dialektischem Wege aufgegeben hatte. Sokrates lehrte, daß der einzige Weg zur wahren Seligkeit des Menschen Gottähnlichkeit sei, er verwünschte diejenigen, qui primum honestum et utile, natura cohaerentia, opinione distraxerunt[4]), und setzte also Heiligkeit und Seligkeit als gleichbedeutend, wodurch zu aller wahren

---

1) Denselben Gedanken, daß die Heiligung des Menschen für ihn der Weg ist, die Erkenntniß des Göttlichen zu erlangen, spricht schön aus der Muhammedaner und nachherige Chalif Omar in dem Buche Ghasali's über die vierzig Grundsätze cod. ms. Bibl. Reg. Berol. p. 6. „Harira erzählt, daß einst der Prophet an sie herangetreten sei, als sie gerade von der Vorherbestimmung mit einander redeten, und habe zornig sie gescholten: Was höre ich? Bin ich deswegen an euch abgeschickt? Hab' ich nicht hundertmal gesagt, darüber sollt ihr nicht streiten? Ahmt lieber dem Omar nach! Da man ihn fragte, was die Prädestination sei, antwortete er: Ein sehr tiefes Meer. Da man die Frage wiederholte, sagte er: Ein sehr dunkler Weg. Als man aber noch einmal ihn fragte, rief er aus: Es ist ein Geheimniß, welches, da Gott es verdeckt hat, ich nicht aufhüllen will. Wer die Geheimnisse der Könige erforschen will, weicht nicht von ihren Pforten und übt eifrig ihre Gebote. So thue auch du, willst du die Geheimnisse Gottes kennen lernen." —

2) Ps. 104, 4. Du machst die Winde zu deinen Dienern u. s. w.

3) Die Posse des Aristophanes, die er Wolken benannte, war wahrscheinlich ein Spott darauf, daß Sokrates von den Götzenbildern hinweg auf den einigen Gott im Himmel verwies. So sagt nach demselben Mißverstande Juvenal von den Juden: Nil praeter nubes et coeli numen adorant.

4) Cicero de off. III. 3.

Frömmigkeit der Grund gelegt wurde. — Durch diese praktische Lehre von Gott und den göttlichen Dingen wurde Samen ausgestreut, welcher, obgleich Sokrates selbst das Heidenthum nicht angriff, dennoch, aufgenommen von vielen warmen Gemüthern, auf die spätesten Zeiten hinaus würkte und auf mancherlei Weise Gegenwürkung gegen die Götterlehre veranlaßte. Unter den unmittelbaren Nachfolgern Sokrates ist zuerst auszuzeichnen Xenophon. In einem Briefe an Aeschines 1) sagt er: „Denn daß die göttlichen Dinge jenseit unserer Erkenntniß liegen, ist jedem klar; es genügt also, Gottes über alles erhabene Macht zu verehren, indem er selbst weder leicht zu finden ist, noch es recht ist, über ihn zu grübeln. Brauchen doch auch die Knechte nicht die Natur ihrer Herren zu wissen, da ihnen vielmehr nichts zukommt als zu dienen." In diesen vortrefflichen Worten des Heiden liegt der Grund, warum das Christenthum keine Offenbarung metaphysischer, sondern praktischer Wahrheiten den Menschen gab. Es kam nicht darauf an, das Wesen Gottes und die Relationen der drei Personen der Gottheit kennen zu lernen, sondern den Willen Gottes zu erfahren, zugleich mit den segensreichen Würkungen, welche von dem Schöpfer und Erhalter, dem Erlöser und dem Heiliger in die menschlichen Herzen ausgehen. — Jene Sokratische Gesinnung über das Verhältniß Gottes zu den Menschen finden wir auch noch in einigen andern Stimmen Griechenlands, bei dem Tragiker, welcher aussprach 2): „Verbergen es die Götter selbst, so kannst das Wesen Gottes du nicht kennen lernen, auch wenn du alles betrachtend umhergehst 3)," und bei dem Komiker Philemon 4): „Glaube an einen Gott und verehre ihn, speculire aber nicht über ihn. Du vermagst doch nicht mehr, als eben zu speculiren. Ob er ist, ob er nicht ist, wolle nicht lernen. Verehr' ihn stets als seiend und dir nahe seiend. Was aber Gott ist, das will er selbst nicht, daß du lernest." —

---

1) Stobaei Serm. ed. Aureliae Allobrog. 1609. Sermo 78.

2) Bothe Fragm. Soph. No. VI. aus Stobäus.

3) Verwandt ist der Ausspruch des Arabers Abul Hussein Nuri in Dschamis Frühlingsgarten cod. ms. Buch 1: „Wenn Gott selbst sich jemandem verbirgt, kann kein Wegweiser und keine Nachricht zu ihm führen. Wenn unser Geliebter nicht selbst unter dem Schleier sein Antlitz hervorstreckt, vermag niemand den Schleier ihm abzuziehen, und wiederum, wenn die ganze Welt zum Schleier wird, ist nichts zu fürchten, wo Er seine Schönheit zeigt." — Dem liegt die Wahrheit zu Grunde, daß durch willkührliches Laufen Gott nicht gefunden wird, sondern durch Gottes Erbarmung.

4) Stobaei Eclogae ed. Heeren, No. 5.

In Plato tritt der praktische Sinn des Sokrates, der sich kaum einigermaßen über den Grundcharakter des griechischen Volkes als solchen erhoben, aufs neue im hellenischen Gewande auf. Wir sehen in Plato die intuitive Erkenntnißweise mit der discursiven vereinigt, den Tiefsinn mit dem Scharfsinn, das Morgenland mit dem Abendlande. Dieser Kampf der zwei verschiedenen Elemente tritt auf dem religiösen Gebiete uns entgegen. An die hellenische Speculation rankt sich der orientalische Mythus. Was Plato im Politikus sagt, es sei schwer, beim Darstellen von etwas Höherem sich nicht der *παραδείγματα* zu bedienen, ist in sich ganz wahr, und so hat es denn auch Plato auf das Religiöse angewandt, indem er von der einen Seite gar nicht die Religionsmythen seines Volkes verschmäht, gewöhnlich aber denselben einen feinen und wahrhaft erhabenen Sinn entlockt, wie z. B. in der Mythe von Kronos, der im goldenen Zeitalter der Welt der Hirt der Heerde der Menschen; oder in dem trefflichen Mythus im Symposition von der Armuth, welche mit dem Reichthum als Kind die Liebe zeugt.

Auf der anderen Seite sind die speculativen, wiewohl ebenfalls parabolisch dargestellten Schilderungen Gottes bei Plato das Höchste, was der menschliche Geist erstreben kann. Gott ist nach ihm als der Begründer alles Seyns über alles erscheinende Seyn erhaben und nicht dieses Seyn selbst; so wie die Sonne in der sichtbaren Welt weder das Organ des Gesichts ist, noch auch das Gesehene, so verhält sich Gott zu allem Gedachten, er ist das Vermittelnde zwischen dem Denkenden und dem Gedachten[1]). Wie konnte es bei diesen erhabenen Vorstellungen, die jener große Geist vom göttlichen Wesen hatte, anders seyn, als daß er auch die Einheit desselben erkannte. Er spricht sie zwar nicht geradezu aus, allein sie liegt schon in seiner Bezeichnung *τὸ αὐτὸ ἀγαθόν* das schlechthin Gute. Bei dieser richtigen Erkenntniß von göttlichen Dingen sah er auch das Traurige ein, daß der Volksglaube so wenig dem nachkäme, und sprach seinen Unwillen über die von den Dichtern auf die Götter gedichteten entehrenden Mythen aus, welche am allerwenigsten den Kindern in die Hände gegeben werden dürften. Er sagt (im 2. B. der Republik): „Vornehmlich sind die größeren Lügen des Homer und Hesiodus zu tadeln, denn das ist doch am schlimmsten gelogen, wenn jemand in seiner Rede auf eine schlechte Weise die Natur der Götter und Heroen darstellt, welches dem Unternehmen des Malers zu vergleichen ist, der einen

1) De Republ. l. VI.

Gegenstand ähnlich malen wollte und nichts ähnliches malt. — Zuerst nämlich hat doch die wichtigste Lüge in den wichtigsten Dingen gelogen, wer da sagt, daß Uranos das gethan, was Hesiodus ihn thun läßt, und dann auch wie Kronos ihn bestraft habe. Kronos Thaten aber und vom Sohne erlittene Schmach dürften, auch wenn sie wahr wären, wie mich däucht, gar nicht so leichtsinnig an Unverständige und junge Leute erzählt, sondern weit lieber verschwiegen werden; wäre aber eine Nothwendigkeit vorhanden, sie zu sagen, so müßten sie insgeheim so Wenige als möglich hören, die nicht bloß ein Schwein, sondern irgend ein großes und seltenes Opfer geopfert hätten, so daß nur den Wenigsten möglich wäre, es zu vernehmen. Dergleichen Sagen dürfen in unserem Staate gar nicht ausgesprochen werden, am wenigsten vor einem jungen Menschen, welcher, wenn er auch das Aeußerste thäte, ja, wenn er auch den Vater auf alle Art wieder züchtigte, von dem er beleidigt worden, nichts Ungewöhnliches zu thun meinen würde, sondern nur das auszuüben, was auch die größten und besten der Götter thun. Auch ist es keinesweges weder schicklich, wenn es heißt, daß Götter mit Göttern kriegen, sich nachstellen und kämpfen, noch wahr, wenn wir nämlich an denen, welche den Staat bewahren sollen, wechselseitige Feindschaften für das abscheulichste halten müssen, noch weniger wird man die Fabeln von den Gigantenkriegen und vielen und mannigfaltigen andern Feindschaften der Götter und Heroen gegen ihre Verwandten und Befreundeten ihnen erzählen und vorsingen dürfen. Vielmehr wenn wir im Stande sind, sie zu überreden, daß nie ein Bürger dem anderen feind war, wie denn dies auch gar nicht recht sei, so müßten Greise, Matronen und Erwachsene dies vorzüglich schon gleich den Kindern sagen, die Dichter aber muß man nöthigen auf gleiche Weise zu dichten. Wie dagegen Here von ihrem Sohne gefesselt worden, wie Hephaistos, da er seiner Mutter zu Hülfe kommen wollte, von seinem Vater herabgestürzt wurde, und alle jene von Homer erzählten Götterkämpfe dürfen wir in unserem Staate nicht aufnehmen, mögen sie einen geheimen Sinn haben oder nicht. Denn der Jüngling ist ja nicht im Stande, zu beurtheilen, was einen geheimen Sinn hat und was nicht, sondern was er einmal in diesen Jahren von Meinungen angenommen, pflegt unaustilgbar und unausrottbar zu seyn. Deshalb müssen wir alles anwenden, damit das, was sie zuerst hören, solche Fabeln seien, welche sie zur Tugend leiten können. — Aber wenn uns nun auch Jemand dies fragte, wie beschaffen und von welcher Art dergleichen Fabeln seyn sollen, was werden wir darauf antworten? — Es werden solche Beschreibungen stets von

Gott gegeben werden müssen, wie Gott würklich ist, mag man ihn in epischen, lyrischen oder tragischen Gesängen darstellen. Eine Wahrheit wird also für alle Redner, wie für alle Dichter zur Leiterin dienen: „Nicht aller Dinge, sondern nur des Guten ist Gott Urheber." — Dieselben Gesinnungen legt Plato in einer anderen Stelle an den Tag[1]), und im Timäus[2]), wo er spottend die Götterfabeln der Dichter auf folgende Weise namhaft macht: „Was aber die Entstehung der übrigen Götter betrifft, so ist das ein zu schwieriger Gegenstand für mich; wir müssen indeß Glauben zollen denen, die früher geredet, die, wie sie selbst aussagten, Kinder der Götter sind, und also wohl genau ihre Vorfahren kennen. Es ist folglich nicht wohl möglich, den Kindern der Götter nicht zu glauben, wenn sie auch ohne wahrscheinliche und überzeugende Beweise sprechen; wir, die wir dem Gesetz folgen, müssen ihnen doch Glauben schenken, als solchen, die, wie sie sagen, von Familien-Angelegenheiten reden. Ihre Götter-Geschlechtstafeln sind nun folgende:" —

Aus eben diesem Zeitalter haben wir noch ein merkwürdiges Zeugniß gegen die bestehende Götterlehre von dem Redner Isokrates[3]), wo er gegen den Sophisten Polykrates sagt: „Du hast dir die Wahrheit nicht lassen angelegen seyn, sondern bist den Lästerungen der Dichter gefolgt, welche abscheulichere Thaten und Züchtigungen von den Kindern der Unsterblichen aussagen, wie man kaum bei den verworfensten Menschen erwartet. Solche Dinge sagen sie sogar von den Göttern, welche Niemand von seinem Feinde zu sagen wagen würde. Denn sie beschimpfen sie nicht bloß durch Beilegung von Diebstahl, Ehebruch und Tagelöhnerei bei den Menschen, sondern auch durch Beilegung vom Fressen der Kinder, Verschneiden der Väter, Beschlafen der Mütter und anderer Laster." Wir knüpfen an diese Worte des Isokrates das gehaltvolle Urtheil, welches Dionysius von Halicarnassus, der um die Zeit von Christi Geburt lebte, über die Römische Religionslehre im Vergleich mit der Griechischen fällte[4]): „Das bewundere ich an dem Romulus, daß er für den Grund des Bürgerrechts hielt etwas, von welchem alle Staatsmänner reden, was wenige aber zu bewürken suchen, zuerst das Wohlwollen der Götter, welches, wo es vorhanden, alles dem Menschen zum Besten lenkt. — Tempel, Kapellen, Altäre, Bild-

1) Eutyphron c. 6.
2) c. 40. p. 40. ed. Bekker.
3) Isocrates in Busuridis laudatione.
4) Dion. Halicar. Antiqq. Romanae l. II. c. 67. So auch Eusebii Praepar. Evangel. l. II. c. 8.

säulen der Götter, wie auch deren Gestalten, Symbole und Kräfte, die Wohlthaten, die sie den Menschen erwiesen, die Feste, die jedem Gott oder Dämon gefeiert werden müssen, die Opfer, die sie von den Menschen wünschen, die Feiertage und Versammlungen, die Gottesfrieden, alles dies richtete er gerade so ein, wie die besten Einrichtungen der Art unter den Griechen. Die Sagen aber, welche in Bezug darauf überliefert werden, worin Lästerungen und Beschuldigungen sich finden, hielt er für entehrend, unnütz und unverschämt und verwarf sie insgesammt als solche, welche nicht nur nicht der Götter, sondern auch nicht einmal guter Menschen würdig wären, und lehrte dagegen die Menschen von den Göttern das Beste zu sagen und zu denken, keine der Götter unwürdige Begierde ihnen beilegend. Denn es erzählen die Römer weder, daß Uranos von seinen Kindern verschnitten worden, noch daß Kronos seine Kinder verschlungen, weil er ihre Nachstellung gefürchtet, noch daß Zeus den Kronos vom Throne gestürzt und im Kerker des Tartarus seinen Vater verschlossen. Auch hört man bei ihnen nicht von Kriegen, Wunden, Fesseln, Schaarwerk der Götter bei den Menschen. Eben so wenig findet man bei ihnen ein trauriges und klagendes Fest, wo Weiber heulten und klagten über verschwundene Götter, wie die Griechen es wegen des Raubes der Persephone und des Todes des Dionysos feiern. Ja man wird auch, wiewohl die Sitten jetzt schon verderbt sind, nie bei ihnen jene Schautragungen Gottes, jene Korybantisch-Wahnsinnigen, jene Bacchanalien und geheime Weihen, jene Nachtwachen der Männer und Weiber zusammen in den Tempeln der Götter erblicken, noch ähnliche solche Gaukeleien; vielmehr zeigen alle auf die Gottheit Bezug habenden Handlungen und Reden eine Frömmigkeit, wie sie weder bei den Hellenen, noch Barbaren sich findet. Und was ich besonders bewundert habe, wiewohl eine unzählige Menge Völker in die Stadt gekommen sind, welche sich genöthigt sehen, die vaterländischen Götter mit den hergebrachten Förmlichkeiten zu ehren, so hat doch die Stadt öffentlich keine jener fremden Religionen angenommen, wie dies bei so vielen andern geschehen ist; sondern wenn auch auf Grund eines Orakelspruchs fremde Heiligthümer aufgenommen wurden, so hat sie dieselben doch ihren eignen Einrichtungen angepaßt, alles fabelhafte Lügenwerk davon entfernend. Dies zeigt sich z. B. bei der Verehrung der Götter-Mutter. Opfer und Festspiele stellen ihr die Prätoren nach den Römischen Gesetzen alljährlich an, Priester und Priesterin dabei ist aber ein Phrygier und eine Phrygierin. Diese ziehen durch die Stadt, fordern, nach ihrer Sitte, alle Monate ihren Almosen, Bildchen

vor der Brust tragend und die Trommel schlagend, während die nachfolgende Menge die Gesänge der Götter-Mutter hersingt. Allein von den eingeborenen Römern bettelt keiner den monatlichen Almosen, noch läßt er hinter sich hersingen, noch trägt er den bunten Mantel, noch feiert er die Göttin mit Phrygischem Ritus, was weder das Volk noch der Senat verlangt. So vorsichtig benimmt sich dieser Staat in Bezug auf die fremden Gebräuche und verschmäht jeden Mythus, der nicht anständig ist." —

Auch Seneca, bei Gelegenheit einer Rechtfertigung des Erwerbs und Besitzes seines großen Reichthums, äußert sich sehr frei über die unwürdigen Vorstellungen von den Göttern, welche besonders durch die Dichter in Umlauf gekommen. Er sagt[1]: „Mir schadet ihr eben so wenig damit, wie die, welche die Altäre der Götter umstürzen, aber es zeigt sich dabei die böse Gesinnung und die böse Absicht, auch wo sie nicht würklich schaden kann. Ich trage eure Versündigungen eben so wie der große Jupiter die Thorheiten der Dichter, von denen der Eine ihm Flügel beilegt, ein Andrer Hörner, wieder ein Andrer Ehebruch und Nachtschwärmerei, Einer ihn wild gegen die Menschen, Einer als Räuber wohlgebildeter Knaben, ja als Verführer der eigenen Anverwandten, noch Einer endlich als Vatermörder und Eroberer eines fremden, seinem Vater zugehörigen Reichs schildert; wodurch insgesammt nichts anderes bewürkt wurde, als daß den Menschen die Schaam vor der Sünde genommen worden wäre, wenn sie solche Götter geglaubt hätten." — Endlich ist noch Plutarch anzuführen, welcher in vielen Stellen nicht nur seiner moralischen Schriften, sondern auch seiner Lebensbeschreibungen[2]) die Mängel der poetischen Götterlehre tadelt und oft mit Schärfe rügt. Er hilft sich durch die ethische und physische Erklärung der anstößigen Sagen, indem er geradezu gesteht[3]): „Wären dieselben buchstäblich zu verstehen, so müßte man vor dem Munde, der solches sagte, ausspeien und ihn verfluchen." — Besonders wichtig ist in dieser Hinsicht sein wahrhaft goldnes Büchlein De audiendis Poetis. Er geht davon aus, daß die Poesie Aegyptenland gleiche, von welchem Homer singt: ἔχει φάρμακα πολλά μεν ἐσθλα πολλὰ δὲ λύγρα: es sind viele heilsame aber auch viele schädliche Arzeneien darin. Wegen dieser Gefahr dürfe indeß der Jüngling doch nicht gänzlich davon zurückgehalten werden, sondern man müsse vielmehr den

---

1) Seneca de vita beata c. 26. Mit ihm stimmt völlig überein Plinius Histor. Nat. l. II. c. 7.
2) S. Plut. Vito Periclis c. 39.
3) Plutarch de Iside c. 26.

wüthenden Gott durch den nüchternen (ein Ausdruck Platos, d. h. den Wein durchs Wasser) bändigen, so daß das Schädliche entfernt würde, ohne doch das Nützliche zugleich aufzuheben. Man müsse also mit der Voraussetzung zu den Gedichten hinzutreten, daß Vieles darin unwahr sei, Vieles hätten die Dichter mit Absicht erdichtet zum Schmuck oder als Vehikel (ὄχημα) der Wahrheit, Vieles hätten auch sie selbst aus irriger Einsicht falsch dargestellt. So wenn Homer singt:

Jetzo streckte der Vater hervor die goldene Wage,
Legt in die Schalen hinein zwei finstere Todesloose,
Dieses dem Peleionen und das dem reisigen Hektor —

so sei es klar, daß der Dichter wohl gewußt habe, die Sache habe sich nicht also verhalten, sondern er habe zum Schmuck der Rede es so gedichtet. Dagegen wenn Homer singt:

Zeus, welcher den Menschen Anordner der Kriege ist —

oder, wenn Aeschylus singt:

Gott giebt den Menschen Anlaß,
Wenn er ein Geschlecht gänzlich vernichten will —

so sei das aus irriger Ueberzeugung der Dichter geschrieben. In diesen Fällen müsse man entweder andere Aussprüche der Dichter aufsuchen, wodurch sie sich selbst widerlegen; wie z. B. wenn Euripides sagt:

Durch vielfache Gestalten der List
Täuschen uns die Götter, da sie weit klüger sind —

so antworte man mit dem Verse:

Wenn Götter etwas Schlechtes thun, so sind's nicht Götter.

oder man müsse geradezu den Jüngling auf das Falsche aufmerksam machen, und nicht seyn wie die, welche an verehrten Gegenständen alles bewundern und nachahmen, am Plato auch die Krümme seines Nackens, am Aristoteles das Zischeln der Stimme." —

So sehen wir, daß die besseren und gebildeteren Heiden wohl begriffen, wie nicht bloß thöricht, sondern auch verderblich und gefährlich die Religionslehren ihres Volkes waren, wie dieselben mehr dazu dienen konnten, die Sünde hervorzurufen, als zu unterdrücken, in Bezug auf welche Einsicht Augustin nicht mit Unrecht sagt: „Plato, welcher die Schlechtigkeit der griechischen

Götter erkannt und ernst gerügt habe, verdiene eher Gott zu heißen, als jene Sündendiener[1]).“ Dennoch aber suchten die Besseren und Weiseren unter diesen Völkern selbst die entstellten und verderbten Religionsformen aufrecht zu erhalten, welche sie einmal hatten. Die Beweggründe dafür waren freilich verschieden. Einige drangen auf die Erhaltung derselben aus einer gewissen vornehmen Trägheit. Es waren dieses Menschen, welche keine feurige Begeisterung für das Heilige kannten, die in dem Gange der Welt mit fortleben wollten, doch aber eine innere Stimme nicht verläugnen konnten, welche sie auf das Bedürfniß eines positiven Zusammenhanges mit einer höheren Weltordnung hinwies. Durch Kampf und rastloses Forschen zur Erkenntniß der Wahrheit hindurchzudringen, waren sie zu träg, daher fürchteten sie sich vor dem Studium der Philosophie, welche so verschiedene Wege zeigt, allemal aber mit der bestehenden Religion in Streit zu seyn schien. Sie hielten es daher für das Sicherste, diese letztere zu erhalten, um sich ihrer in Nothfällen zu bedienen. Es ist dieses dieselbe Gesinnung, die sich bei manchen Orthodoxen verschiedener Parteien, besonders bei Katholiken, oft gezeigt hat, welche alles forschende Studium nur deswegen verwarfen und zu unterdrücken suchten, um sich des Trostmittels nicht berauben zu lassen, welches ihnen in Stunden der innern und äußern Noth die Religion geben sollte. Jene träge Gesinnung der gebildeteren Heiden schildert Eusebius[2]). Sie spricht sich auch deutlich aus bei dem Heiden Cäcilius, welcher bei Minutius Felix[3]) sich so äußert: „Da nun entweder der Zufall gewiß ist oder die Natur unergründlich, wie viel verehrungswürdiger und besser ist es, zur Entscheiderin der Wahrheit die Lehre der Vorfahren anzunehmen, die überlieferten Religionen zu verehren, die Götter, welche deine Aeltern dich fürchten lehrten, ehe wir tiefer in ihre Erkenntniß eindrangen, anzubeten, und kein Urtheil über sie auszusprechen, sondern den Vorfahren zu trauen, welche in einer noch rohen Zeit beim Anfange der Welt Götter zu Königen oder Freunden zu haben gewürdigt wurden?“ — Und an einer andern Stelle sagt derselbe[4]): „Was zweifelhaft ist, muß man lassen wie es ist, und während so viele und so

1) Augustinus de civ. Dei l. II. c. 14.
2) Eusebii Praep. Evang. l. IV. c. 3. *δέον σέβειν ἕκαστον τὰ πάτρια μηδὲ κινεῖν τα ἀκίνητα.*
3) Minutii Octavius c. 6. §. 1.
4) Minutii Octavius c. 6. ib.

große Männer hin und her streiten, muß man nicht keck und leichtsinnig nach einer Seite hin ein Urtheil fällen, damit weder altweibischer Aberglaube eingeführt, noch alle Religion umgestürzt werde." — Auch mag so mancher gebildete Heide, der sein ganzes Leben hindurch um religiöse Angelegenheiten sich nicht von Herzen bekümmerte, nachher in Stunden der Bedrängniß, oder des herannahenden Alters nicht bloß auf jene äußerliche Weise in seiner Religion Trost gesucht und den Sagen derselben Aufmerksamkeit geschenkt, sondern würklich von Herzen sich mit denselben beschäftigt haben, da, abgesehen von der Lehre aller Philosophen, ein Lehrgebäude über göttliche und menschliche Dinge in der Brust eines jeden Menschen ist, das auch mehr mit den Ueberlieferungen selbst der verderbtesten Religion, als den Sätzen vieler Philosophen übereinstimmt. In diesem Sinne sagt vielleicht der alte Kephalos im Anfange der Republik des Plato: „Du weißt wohl, wenn man alt oder krank wird, glaubt man fester an die Sagen der Unterwelt." — Eine solche Bekehrung eines heidnischen Freigeistes schildert uns Plutarch in der in mehrerer Rücksicht merkwürdigen Erzählung[1]), die wir im Auszuge geben, ohne zu untersuchen, was daran geschichtlich sei oder nicht: „Thespesios von Soli, ein Bekannter und Freund jenes Protogenes, der hier bei uns ist, lebte anfänglich sehr verschwenderisch und ausschweifend, nachher, als er sein Vermögen durchgebracht, bewog ihn die Noth zur Schlechtigkeit seine Zuflucht zu nehmen. Er enthielt sich keiner Niederträchtigkeit, die nur Geld einbrachte und bekam so wieder ein schönes Vermögen zusammen, gerieth dabei aber auch in den Ruf der abscheulichsten Ruchlosigkeit. Am meisten brachte ihn in übeln Ruf eine Weissagung des Amphilochos. Er hatte nämlich zu dem Gotte sich mit der Frage gewendet: Ob er den Rest seines Lebens besser leben würde? und ihm war zur Antwort geworden: Er würde besser werden, wenn er stürbe. Eben dies geschah aber auch gewissermaßen nicht lange darauf. Er stürzte nämlich von einer Anhöhe herab auf den Nacken, verwundete sich zwar nicht, starb aber doch von dem Falle. Am dritten Tage indeß beim Begräbniß erhielt er auf einmal Kräfte, kommt zu sich, und nun geschieht in seinem Leben eine wunderbare Umwandelung. Denn die Kiliker kennen Keinen, der in jener Zeit gewissenhafter in Verträgen, heiliger gesinnt gegen die Gottheit, beschwerlicher den Feinden, zuverlässiger den Freunden gewesen sei, so daß auch die, welche mit ihm umgingen, die Ursache dieser Veränderung zu hören

1) Plut. De sera Numinis vindicta c. 27.

wünschten, indem sie mit Recht meinten, eine solche Veränderung des Lebens zu so trefflicher Gesinnung könne nicht von selbst gekommen seyn. Dem war denn auch so, wie er selbst dem Protogenes und andern verständigen Freunden erzählte. Als nämlich seine vernünftige Seele den Körper verlassen, fühlte sie sich wie ein Steuermann, der aus seinem Fahrzeuge in die Tiefe des Meeres geschleudert wird. Dann richtete sie sich auf, und plötzlich schien sein ganzes Ich zu athmen und überall her um sich zu blicken, als hätte sich die Seele wie ein einziges Auge aufgethan. Von den früheren Gegenständen sahe er nichts, sondern die ungeheuren Gestirne, in ungeheurer Entfernung von einander, begabt mit wunderbarem Glanz und wunderbarem Getöne, und die Seele glitt sanft und leicht wie in einer Windstille von einem Lichtstrom getragen, nach allen Richtungen hin. Er überging, was er sonst noch sahe, in seiner Erzählung, und sagte bloß: Er erblickte die Seelen der eben Verschiedenen, die aus dem Erdkreis heraufstiegen, sie bildeten eine flammenartige Blase, wenn diese zerriß, so ging daraus ruhig die Seele hervor, prächtig, in menschlicher Gestalt. Es bewegten sich aber die Seelen nicht alle gleich, einige schwangen sich mit wunderbarer Leichtigkeit herauf, und stiegen unaufhaltsam in die über ihm liegende Höhe, andere drehten sich wie Spindeln, bald aufwärtssteigend, bald wieder herabsinkend, und hatten eine gemischte und unruhige Bewegung. Die meisten kannte er nicht. Zwei oder drei aber erkannte er als seine Verwandten. Er wollte hinzutreten und sie anreden, doch sie hörten ihn nicht, denn sie waren nicht bei sich, sondern bewußtlos, und jeden Anblick, jede Berührung vermeidend, drehten sie sich zuerst für sich im Kreise, dann, wie sie auf mehrere trafen, die in demselben Zustande waren, bewegten sie sich mit diesen nach allen Seiten hin, indem sie undeutliche Töne ausstießen, wie Jauchzen mit Wehklagen vermischt. Andere wieder erschienen oben in der Höhe, hell leuchtend und aus Liebe sich einander anschließend, jene unruhigen aber fliehend. Eben dort sahe er auch die Seele eines seiner Verwandten, aber nicht deutlich, denn es war derselbe schon als Kind gestorben. Jene indeß, ihm nahend, sprach: „Willkommen Thespesios!“ — Und da er antwortete, er heiße nicht Thespesios, sondern Aridaios, erwiederte sie: „Früher hattest du zwar diesen Namen, von jetzt an aber heißest du Thespesios. Du bist indeß noch nicht gestorben, sondern nach einem besonderen Geschick der Götter deinem verständigen Geiste nach hieher gekommen. Die andere Seele aber hast du wie einen Anker im Körper zurückgelassen. Jetzt und für die Zukunft sei dir ein Zeichen, dich von den würklich Gestorbenen zu unterscheiden, daß

die Seelen der Abgeschiedenen keinen Schatten mehr werfen, und unverwandt ohne zu blinzen ins obere Licht zu schauen vermögen." Darauf führte diese Seele den Thespesios durch alle Theile der jenseitigen Welt, und erklärte ihm die geheimnißvollen Fügungen und Leitungen der göttlichen Gerechtigkeit, warum manche schon in diesem Leben gestraft werden, andere nicht, und zeigte ihm auch alle Arten von Strafen, welche jenseits den Gottlosen zu Theil werden. Mit heiliger Scheu sahe er alles an und nachdem er dies alles als Zuschauer gesehen, gerieth er zuletzt noch, da er sich eben entfernen wollte, in gewaltige Angst. Denn es ergriff ihn, eben als er von dannen eilen wollte, eine Frau, wunderbar an Aussehn und Größe, und sprach: „Komm her, damit du alles desto besser behaltest!" und dabei langte sie ein glühendes Stäbchen, wie die Maler es haben, hervor, als eine andere sie hinderte und ihn erlösete. Er aber, plötzlich wie von einem gewaltigen Sturmwind fortgerissen, sank auf einmal in seinen Körper zurück, und blickte am Grabe wieder auf." — Noch ein Beispiel einer solchen Sinnesänderung giebt uns der Atheist Bion, der in seiner letzten Krankheit bereuete, was er gegen Gott gesündigt. (Diog. Laert. l. IV. c. 54.)

Eine andere Klasse von Heiden glaubte sich durch ihre Bildung und ihren Verstand in religiöser Hinsicht weit über das Volk erhaben, indeß waren sie doch nicht so verblendet, daß sie nicht hätten anerkennen sollen, das Volk, bei welchem nicht die feineren Laster des Ehrgeizes und des Tugendstolzes die gröberen Ausbrüche der Sünde zu unterdrücken vermögen, könne nur durch positive Religionslehren in Zügel gehalten werden. Auch sie waren daher dafür, daß eine Volks-Religion bestehe, da eine solche auch in ihrer verderbtesten Gestalt doch noch mehr würke, als eine abstrakte kalte Philosophie. Diese Gesinnung spricht Strabo aus[1]), welcher überhaupt die Würkungen der Religion sehr in das Gebiet seiner Betrachtungen gezogen hat. Er sagt: „Fabeln haben nicht bloß die Götter erfunden, sondern auch die Städte noch viel früher, und so auch die Gesetzgeber des Nutzens halber, indem sie eine natürliche Neigung des vernünftigen Wesens berücksichtigten. Der Mensch ist nämlich wißbegierig, den Anfang dazu macht die Begierde nach Fabeln, damit beginnt bei den Kindern der allmählich immer stärker werdende Antheil an Erzählungen. Der Grund davon ist, weil die Fabel etwas Neues, Ungewöhnliches aussagt. Das Neue aber, und was man früher nicht wußte, ist angenehm, eben dies macht

1) Strabo geographia l. I. c. 2.

auch wißbegierig. Ist aber Wunderbares und Unerhörtes dabei, so vergrößert dies das Vergnügen, welches der Sporn ist zu allem Lernen. Im Anfange nun muß man sich dergleichen Lockmittel bedienen, mit steigendem Alter aber zur Erlernung des Würklichen leiten, wenn der Verstand schon erstarkt ist, und keiner Schmeichler mehr bedarf. So ist denn auch jeder Ungebildete und Unwissende gewissermaßen ein Kind, er hangt auch eben so an Fabeln; um nichts weniger trifft dies ein bei dem etwas Gebildeten, auch dieser ist noch nicht stark am Verstande, auch kommt die Gewohnheit des Kindesalters hinzu. Da aber das Wunderbare nicht bloß angenehm, sondern auch furchtbar seyn kann, so muß man sich bei Knaben und noch nicht Erwachsenen beider Gattungen bedienen. Den Knaben geben wir liebliche Fabeln, um anzulocken, furchtbare, um abzuschrecken. So ist die Lamia, Gorgo, der Ephialtes, die Mormolyke eine Fabel. Auf diese Weise werden auch die niedrigen Klassen der Städtebewohner durch angenehme Fabeln angetrieben, wenn sie von den Dichtern die mythischen Großthaten erzählen hören, wie die Kämpfe des Herakles oder des Theseus, oder die von den Göttern ertheilten Ehren, oder wenn sie Bilder, Statuen, Kunstwerke sehen, welche dergleichen fabelhafte Katastrophen darstellen; sie werden dagegen abgeschreckt, wenn sie von den Göttern Züchtigungen, Schrecknisse und Drohungen durch Worte, oder durch grausige Erscheinungen erwarten, oder auch meinen, sie erfahren zu haben. Denn das ist dem Philosophen unmöglich, den Haufen der Weiber und der niedrigen Volkshefe zu Verstande zu bringen, und sie zur Frömmigkeit, Gottesfurcht und Gewissenhaftigkeit zu führen, das muß durch den Aberglauben[1]) geschehen, und dieser kann nicht seyn ohne Fabeleien und Wundergeschichten. Denn der Donnerkeil, die Aegide, der Dreizack, die Lampen, die Drachen, die Thyrsus-Speere der Götter sind Fabeln, wie die ganze alte Götterlehre. Dies haben die Gründer der Staaten wegen der kindisch Gesinnten als Popanze angenommen." — Eben so vornehm, aber auch eben so staatsklug erklärt sich der umsichtige und scharfblickende Polybius[2]): „Sehr zum Besseren unterscheidet sich der Römische

1) Dieselbe Meinung von der Gewalt des Aberglaubens über die Gemüther, wiewohl er darunter nicht die heidnische Götterlehre begreift, wie Strabo und Polybius, spricht Curtius aus. Curtii De Rebus Gestis Alexandri l. IV. c. 10.: „Nulla res efficacius multitudinem regit, quam superstitio, alioquin impotens, saeva, mutabilis, ubi vana religione capta est, melius vatibus quam ducibus suis paret.

2) Reliquiae Hist. l. VI. c. 56.

Staat von den übrigen durch den Glauben an die Götter. Was bei andern Menschen getadelt wird, scheint mir gerade die Begründung des Römischen Staates auszumachen, nämlich der Aberglaube. Denn was Bezug darauf hat, ist so ausgebildet und in das Privat- und öffentliche Leben so tief eingedrungen, als nur irgend möglich ist. Vielen wird dies auffallend erscheinen. Mir aber scheint es, man habe des gemeinen Haufens willen dies so veranstaltet. Wollte man aus lauter weisen Männern einen Staat bilden, so wäre vielleicht ein solches Verfahren gar nicht nöthig. Da aber jeder Volkshaufe leichtsinnig und voll ausschweifender Begierden ist, voll unvernünftigen Zornes, heftiger Wuth, so bleibt nichts anderes übrig, als sie durch unsichtbare Schreckmittel und dergleichen Schaudergeschichten im Zaume zu halten. Daher scheint es mir, daß die Alten die Vorstellungen von den Göttern und die Lehre von der Unterwelt keineswegs ohne Grund unter dem Volke verbreitet haben, und daß weit leichtsinniger und unvernünftiger verfahren die, welche sie jetzt entfernen. Denn, anderes zu geschweigen, diejenigen, welche bei den Griechen öffentliche Gelder verwalten, können, auch wenn ihnen nur ein einziges Talent anvertraut wird, nicht treu seyn, mögen auch zehn Controlleurs, eben so viel Siegel und doppelte Zeugen zugegen seyn; bei den Römern aber beobachten die, denen in Aemtern oder bei Gesandtschaften auch noch so große Summen anvertraut werden, ihre Pflicht bloß um des Eides willen. Bei andern Völkern ists selten, Jemanden zu finden, der öffentliche Gelder nicht veruntreute, bei den Römern aber ists selten, Einen auf so einer That zu betreffen." — An diese gewiß von allen Staatsleuten zu beherzigende Stelle schließen wir noch eine aus Polybius verwandten Inhalts[1]): „So viel als dazu dient, die Gottesfurcht und Frömmigkeit unter dem Volke zu erhalten, muß man auch einigen Schriftstellern nachsehen, welche über dergleichen Dinge sehr viel Sonderbares und Mährchenhaftes erzählen, nur Uebertreibung in diesem Stücke darf man nicht erlauben." — Aus demselben staatsklugen Grunde übten auch selbst die leichtfertigen Athener keine Duldung aus gegen solche, welche das Daseyn der Götter auch nur zweifelhaft darstellten. So wurde Protagoras, der Abderite, wegen dieses Zweifelsinnes aus der Stadt getrieben und seine Bücher in öffentlicher Volksversammlung verbrannt[2]).

1) Polybii Hist. Reliq. l. XVI. c. 12. §. 9.
2) Cicero De Natura Deor. l. I. c. 23.

Aus edlerem Grunde entsprang aber bei einer dritten Klasse die Anhänglichkeit an die väterlichen Religions-Lehren. Diese Klasse von Menschen bildete sich bei überhandnehmendem Unglauben. In den letzten Jahrhunderten vor und den ersten Jahrhunderten nach Christo gerieth nämlich das Heidenthum in immer größeren Verfall, der Aberglaube und der Unglaube, wie wir dies weiter unten genauer sehen werden, verdrängte immer mehr die einfache Ueberzeugung von den auch aus der verstellten Religion noch hervorschimmernden Wahrheiten. Die Bildung des Geistes war so weit vorgeschritten, daß die Religion in ihrem mythischen Gewande nicht mehr als zuverlässige Wahrheit angenommen wurde; der beigemischte Irrthum machte auch das ächt Göttliche, das versteckt und verderbt war, ungewiß. Es war also würklich die von der Vorsehung vorbereitete Zeit gekommen, wo das Heidenthum einer neuen Lehre und einem neuen geistigen Leben weichen sollte. Diejenigen nun, welche in der Zeit dieses allgemeinen Verfalls die neue göttliche Heilsanstalt nicht kannten, oder nicht kennen wollten, dennoch aber das Bedürfniß nach einer göttlichen Offenbarung unverläugbar in ihrem Innern fühlten, begaben sich an eine tiefere Erforschung dessen, was ihre Religion ihnen bot. Da ein großer Theil der griechischen Mythen bloß Symbole sind[1]), welche aus dem alles Geistige in veranschaulichenden Bildern darstellenden Orient in das Abendland übergingen, von den leichtfertigeren Griechen aber bald, ohne nach dem tieferen Sinne zu forschen, nur als unterhaltende Erzählungen betrachtet wurden, so mußte solchen forschenden, ernsten Männern der ursprüngliche Sinn sich wieder offenbaren, wenn sie zumal von Plato schon Beispiele und Versuche erhalten hatten, welcher gewichtvolle Sinn oft den einfachsten Mythen zu entlocken sei. Dazu kam, daß die Geheimlehren der Griechen für den weiter Vorgeschrittenen noch die Deutung von so manchen Sinnbildern und Sagen erhalten hatten, wodurch dieselben in erhabnerem Lichte erschienen. Es geschah also in jener Zeit, daß Männer von jenem religiösen Bedürfniß getrieben, nach Anleitung der Deutungen der Geheimlehren und nach dem Vorbilde Platos, den ethischen und physischen Sinn der Mythen aller Völker aufsuchten, und da sie Mehreres wahr und glücklich gelöst, in einigen Mythen würklich, in andern vermeintlich hohe Weisheit gefunden, die Mythologien der alten Welt für die Schatzkammer

---

1) So nennt Macrobius den Mythus eine relatio vera per figmentum und unterscheidet hier eine doppelte Art: contextio narrationis, per indigna et turpia nominibus ac monstro similia, wie die Griechischen Göttergeschichten, oder: sub pio figmentorum velamine. Macrobii Sarturnalia l. I. c. 2.

aller höheren Erkennntniß hielten und als solche priesen. Da ferner die Sagenwelt aller Nationen des Alterthums eine gemeinsame Wurzel in Hochasien hat, da die Mythologien der einzelnen Völker nur als Aeste eines und desselbigen Baumes zu betrachten sind und daher in der That große Aehnlichkeiten mit einander darbieten, so war es in der Sache gegründet, daß jene Forscher zu dem Ergebniß gelangten, ein und dieselbe göttliche Offenbarung finde sich bei allen Völkern, nur unter verschiedenartigen Symbolen und Hüllen, und gerade dadurch werde die Gewißheit der vaterländischen Religion erhöht — gewiß ein ansprechender und begeisternder Gedanke! — So sagt Plutarch, welcher der vornehmste unter diesen Neu-Platonischen Religions-Philosophen ist[1]: „Wir glauben nicht, daß verschiedene Götter bei verschiedenen Völkern sind, Griechische und ausländische, südliche und nördliche; sondern wie Sonne und Mond und Himmel und Erde und Meer allen Menschen gemein, von anderen aber anders benannt wird, so sind, während Ein Verstand alles ordnet und Eine Vorsehung alles leitet, und dienende Mächte über alles geordnet sind, bei Verschiedenen verschiedene Verehrungen und Benennungen von den Gesetzen festgestellt worden.“ — Wie sehr diese Männer das Belebende einer positiven, im Glauben verrichteten Gottesverehrung fühlten, zeigt derselbe Plutarch, indem er die Wonne des Gottesdienstes schildert[2]: „Freilich muß man vom Glauben an die Götter den Aberglauben wie vom Auge den Schmutz entfernen. Ist indeß dies nicht möglich, so möge man ja nicht zugleich das Glaubensauge ausstechen oder blenden, wodurch die Meisten an den Göttern hangen. Dieser Glaube ist aber nicht etwas Furchterregendes, Düstres, wie die Epikuräer ihn darstellen, um dadurch die Vorsehung zu verläumden, als schreckte sie uns wie Kinder, oder verfolgte uns wie eine verderbende schauerliche Rachegöttin. Es giebt wohl wenige unter denen, welche die Gottheit fürchten, denen es besser wäre, wenn sie sie nicht fürchteten. Denn indem sie dieselbe wie einen Fürsten, welcher den Guten gnädig, den Bösen feindlich ist, fürchten, werden sie durch diese Eine Furcht, um welcher willen sie nicht vieler anderen bedürfen, die sie vor dem Bösesthun bewahrten, sondern die Bosheit still an sich halten, bis sie sich allmählig verzehrt, lange nicht so sehr beunruhigt, als die, welche der Bosheit ihren Lauf lassen, ihrer Keckheit Raum geben, nachher aber sogleich in Schrecken gerathen und Reue empfinden.

1) Plut. De Iside et Osiride c. 67.
2) Non posse suaviter vivi sec. Epicur. c. 21.

Die Gesinnung indeß, welche die meisten Ungebildeten, aber nicht ganz Verdorbenen gegen die Gottheit hegen, hat freilich neben der Ehrfurcht und Scheu auch noch eine gewisse Beängstigung und Furcht, welche man auch Aberglaube (Deisidaimonie) zu nennen pflegt; tausendmal einflußreicher und größer ist aber dabei die Fröhlichkeit und gute Hoffnung, mit der sie den Lohn der Frömmigkeit, als von den Göttern ausgehend, erbitten und aufnehmen. Dies erhellt auch aus den deutlichsten Beweisen. Denn kein Aufenthalt in den Tempeln, keine Festzeit, keine That und kein Anblick erfreut mehr, als was wir selbst sehen oder thun in Bezug auf die Götter, mögen wir den bacchantischen Lustbarkeiten, den heiligen Reigen, oder den Opfern, oder Mysterien beiwohnen. Denn das Gemüth ist hiebei nicht trübsinnig, niedergeschlagen und mißmuthig, als ginge es mit Tyrannen und furchtbaren Züchtigern um, wie es alsdann der Fall seyn müßte, sondern wo es überzeugt ist, daß die Götter am meisten gegenwärtig sind, da überläßt es sich, Trübsinn, Furcht und Kummer verbannend, der Freude bis zum Rausch, Scherz und Gelächter; — in den Liebesfesten, wie der Dichter sagt:

Selbst der Greis und die Greisin, wenn der goldnen Aphrodite
Sie gedenken, auch denen wird das liebe Herz von Freude bewegt —

bei den festlichen Aufzügen aber und Opfern wird nicht bloß der Greis und die Greisin, nicht bloß der arme und gemeine Mann, sondern auch

Die dickschenkelige Malerin, die an der Mühle sich bewegt,

ja auch der Haussklav und Tagearbeiter von Wohlseyn und Freude belebt werden. Reiche und selbst Könige feiern festliche gemeinschaftliche Mahle. Bei den Opfern, und wenn sie die Gottheit am nächsten zu berühren glauben, fühlen sie unter der Verehrung eine ganz besondere Wonne und Freude. Davon aber weiß der nichts, welcher die Vorsehung läugnet. Denn es ist weder des Weines Fülle, noch das gebratene Fleisch, was an den Festen erfreut, vielmehr ist es die liebliche Hoffnung und der Glaube, der Gott sei wohlwollend gegenwärtig und nehme freundlich das Dargebrachte an. Flöte und Kranz fehlen bei jedem anderen Feste; ist aber der Gott nicht gegenwärtig bei dem Opfer, so ist, wie das Opferthier des Mahles, so auch alles Uebrige gottverlassen, unfestlich und unbegeisternd, ja alles ist freudenleer und trübe für den

Opfernden. Aus Furcht der Menge heuchelt er Gebete und Anbetungen, ohne daß er ein Bedürfniß hat, und spricht Worte aus, die mit seiner Philosophie in Widerspruch stehen. Wenn er opfert, tritt er neben den schlachtenden Priester, wie neben einen Koch, und hat er geopfert, so geht er weg mit dem Verse des Menander:

„Geopfert hab' ich Göttern, die auf mich nichts achten." —

Wohl hat Plutarch hier treffend und ergreifend die Gemüthsleere dessen geschildert, der ohne Glauben an Offenbarung Gottes dennoch in der Reihe solcher lebt, welche diesen Glauben noch besitzen; wohl hat er Recht, wenn er an einer andern Stelle[1]) sagt, man müsse alle Gründe aufsuchen, um den frommen, väterlichen Glauben zu vertheidigen, aber es frägt sich eben, ob die Mittel, welche diese Philosophen ergriffen, die rechten waren, um allgemein wieder die heidnische Religionslehre in Ansehn zu bringen. Dunkel scheint dem Plutarch selbst der Grund vorgeschwebt zu haben, warum das Heidenthum, als es einmal so weit versunken war, kaum einer Verbesserung fähig seyn mochte. Er macht nämlich[2]) bemerklich, daß die Worte wie Münzen gelten. In alter Zeit, sagt er, sei weit mehr Begeisterung unter den Menschen gewesen; damals sei die Geschichte und Philosophie und Religion und das ganze Leben Poesie gewesen, daher hätten nach den Bedürfnissen der Menschen auch die Götter ihre Aussprüche in hochdichterischen Ausdrücken gegeben. Jetzt aber, zu seiner Zeit, sei man weit einfacher und prosaischer geworden, daher erfordere auch das Bedürfniß seines Zeitalters einfache, ungezierte Götter-Aussprüche. — Der edle Heide wußte nicht, daß damals schon die einfachste und faßlichste Offenbarung Gottes an das Menschengeschlecht gekommen war. Jene Poesie nun in der heidnischen Religion war es auch, welche einer Umbildung auf jenem von den Platonikern versuchten Wege entgegenstand. Denn wenngleich jene Männer in den Mythen einen schönen sittlichen Sinn nachwiesen oder hineinlegten, so erschien doch dem Volk eben nur die Lehre als eine schöne Poesie. Den sittlichen Kern herauszufinden, waren sie zu unverständig oder zu träg. Dies spricht schon recht treffend Dionysius von Halicarnaß aus. Er sagt[3]):

---

1) De defectu Oraculorum c. 18.
2) De Pythiae oraculis c. 24.
3) Dion. Halic. Antiqq. Rom. l. II. c. 69.

„Ich weiß zwar, daß Viele die Griechischen unzüchtigen Fabeln dadurch entschuldigen, daß sie allegorisch seien; aber wiewohl ich dies so gut als irgend Jemand weiß, bin ich dennoch sehr vorsichtig gegen sie, und halte es mit der Römischen Götterlehre, indem ich erwäge, daß das Gute aus den Griechischen Mythen nur gering ist, und auch nicht Vielen etwas helfen kann, sondern bloß denen, die erforscht haben, weswegen sie erfunden worden sind; Wenige sind es jedoch, die dieser Philosophie theilhaftig geworden. Dagegen pflegt der große, unphilosophische Haufe jene Erzählungen eher im schlechtern Sinne zu nehmen und eins von beiden zu erfahren, entweder die Götter zu verachten, als welche sich in der größten Schlechtigkeit herumwälzen, oder sich auch des Abscheulichsten und Verworfensten nicht zu enthalten, wenn sie sehen, daß dasselbe auch die Götter thun.“ —

So bewies es sich denn auch durch die That, daß die Bemühungen jener Platoniker keineswegs bis zu dem armen, sich selbst überlassenen Volke durchdrangen; dies blieb nach wie vor seinen dumpfen, verkehrten Begriffen und elenden äußern Ceremonien überlassen. Aber wichtig und groß müssen uns diese Bestrebungen nichts desto weniger theils an sich erscheinen, als aus heiligen und für das Göttliche entflammten Gemüthern hervorgehend, theils in Rücksicht aufs Christenthum, welches alle jene von den Platonikern und insbesondere von Plutarch gefühlten Bedürfnisse so überschwenglich befriedigte, indem es nicht nur durch die Lehre von einem heiligen Gotte und einem heiligen Gottesstaate, in welchem jeder Erlösete und von der Sünde Gereinigte aufgenommen werden soll, den sittlichen Anlagen des Menschen ein erhabenes Ziel vorsetzte, sondern auch durch den Versöhnungstod und die vom göttlichen Versöhner ausströmenden Lebenskräfte dem gefallenen Menschen das Vermögen verlieh, in jene himmlische Oeconomie eingehn und Theil haben zu können an dem seeligen Leben. Auch waren es hier nicht bloß die *πεπαιδευμένοι*, die Gebildeten, die an der verheißenen Herrlichkeit Antheil hatten, sondern jedes Glied des Menschengeschlechtes bekam dasselbige Anrecht auf die königliche Priesterwürde der Erlöseten, dasselbige himmlische Erbtheil. Denn das Mehr oder Minder des Wissens und der Erkenntniß sollte ja nicht ferner mehr der Maaßstab der Würde für den Menschen seyn, wie dies der gewöhnliche Irrthum auch der besseren Heiden, auch eines Plato war, auch nicht Kasteiungen sollten diese Würde dem Menschen versichern, zu welchen jeder Körper geeignet ist, sondern das kindliche Aufnehmen im Glauben des Wortes vom Kreuze, die Nachfolge des verachteten Jesu unter Hohn, Schmach und Spott, in Selbstverläugnung, Demuth und Liebe.

III.

Charakter der Vielgötterei und Naturvergötterung im Allgemeinen, wie der Griechischen und Römischen Religion insbesondere.

Der Hauptmangel in einer vielgötterischen Religion ist der Mangel an Einheit des innern Lebens. Der Mensch, bloßgestellt den tausendfachen Angriffen der Feinde in seinem eigenen Herzen, wie in der Welt, umringt von Sünde, Irrthum und Jammer, bedarf ein vertrautes, mitfühlendes Herz, dem er allen seinen Schmerz ausschütten, alle seine Noth klagen könne. Er bedarf einer unsichtbaren Hand, stärker als alle sichtbaren, der er vertrauen könne, daß sie ihn halte und hebe in allen Stürmen, in allen Kämpfen des vielfach sich wendenden Lebens. Ein solches vertrautes Freundes-Herz jenseit der Wolken, eine solche unsichtbare, allmächtige Hand hatte der Heide nicht. Schleuderten ihn die Wogen des treulosen Schicksals auf eine einsame Sandbank, zerschmetterte der Sturm der Drangsale das Fahrzeug seiner Hoffnung: zu welchem der Hunderte unter den Göttern sollte er beten und seine Hände ausstrecken? War der, zu welchem er schrie, stark genug, ihn zu vertheidigen? Hatte er nie in seinem Leben durch Unterlassung von Opfern ihn sich zum Feinde gemacht, während ein anderer ihm mehr wohlwollte? War das Elend, aus dem er Rettung wünschte, ein solches, das einen besondern Gott hatte, der besser daraus zu retten verstand als andere? Solche und andere Fragen ängstigten noch mehr das verlassene, trostlose Gemüth. Doch nicht nur dies. War ein Heide, welcher ernst nach Heiligung und Vervollkommnung rang und strebte, und in Gebeten sich die Kraft dazu von den Göttern erbitten wollte, wohin sich wenden? Jede Tugend hatte ihren eignen Gott [1]); jetzt seufzte er zur Mi-

---

1). Tertullian (Apologeticus c. 14) berichtet aus Varro, daß die Römer 300, sage dreihundert Jupiter zählten.

nerva um Weisheit, jetzt schrie er zum Apoll um Freudigkeit: ein stetiges inneres Leben, ein vertraulicher Umgang mit Gott war hiebei nicht möglich. Mit dieser Einheit mußte auch dem innern Leben die Kraft gebrechen. Da es sich nicht unverwandt auf Einen Punkt hinrichtete, da die Kräfte des Geistes bei dieser mannichfachen Richtung zersplittert wurden, so konnte der Mensch, auch wenn er wollte, sich nicht aus einer gewissen geistigen Zerstreuung retten. Es ist dabei nicht unbemerkt zu lassen, daß auf eine ähnliche Weise auch der Heiligendienst wieder in der christlichen Kirche dem wahren innern Leben nachtheilig geworden ist, indem er in seiner Mißgestalt fast dieselben Erscheinungen und Würkungen veranlassen mußte, wie die Vielgötterei. Die schädlichen Einflüsse derselben waren aber um so größer, da diese vielen Götter nicht bloß untergeordnete, heilige Wesen waren, wie die Engel, welche alle, einem höchsten Gesetze unterthänig, den Willen des obersten Gottes zur höchsten Richtschnur ihres Handelns machten, so wie ungefähr in den späteren Zeiten die Neu-Platoniker die verschiedenen Gottheiten schildern, nach welcher Beschreibung Augustinus nicht mit Unrecht sie mit den heiligen Engeln der christlichen Lehre vergleicht[1]); sondern es waren Naturgötter, ungleich an Macht, obwohl mit gleichen Ansprüchen auf Herrschaft, die sich also nicht nur gegen den obersten Herrscher Zeus auflehnten, sondern sich auch unter einander selbst anfeindeten, befriegten, einander entgegenwürkten. Während das Gebet des Monotheisten mit unwandelbarer Gewißheit Erfüllung erwarten darf, wenn anders es heilig und gerecht ist, weil der Gott, zu dem es aufsteigt, ein Gott ist, dem Himmel und Erde gehorcht, mußte bei dem Heiden die Hoffnung, der Glaube, mit dem er sein Gebet zum Himmel schickte, ein schwankender, zweifelnder seyn, weil er nie wußte, welche andere himmlische Gewalt hindernd oder hemmend entgegentreten möchte. Wer da aber zweifelt, ist gleich wie die Meereswoge, die vom Winde getrieben und gewebet wird. — Es waren ferner jene Götter entstanden aus Naturvergötterung. Von welcher Wichtigkeit für das religiöse Leben dieser Punkt sei, ist schon oben angedeutet worden. Die Hauptbestimmung einer Religion ist, daß sie den Menschen wieder anknüpfe an die höhere Region der Geisterwelt, wovon er sich durch seine, dem göttlichen Gesetze entgegenstehenden Willenstriebe losgerissen. Es soll dem Menschen nicht wohl werden

---

1) Augustinus De civit. Dei I. IX. c. 23. Epist. 21. 22. Nach dieser Darstellung sind die, wie sie Lactanz Institut. l. I. c. 3. nennt, bloß satellites Dei.

an der Brust der ganzen sinnlichen Natur, er soll eine Sehnsucht fühlen, die ihn darüber hinauszieht. Dies aber vermag keine Religion zu bewürken, in welcher die sichtbare Welt selbst Gegenstand der Anbetung ist, vielmehr bannt sie das über die Gränzen der Zeit hinausstrebende Gemüth immer wieder in den engen dunkeln Kreis der Sinnenwelt. Findet nun der tiefer fühlende Mensch, dem als Ruheort seines Geistes diese ganze wandelbare Erscheinung nicht genügt, auch in der Religion keine Heimath für sein sehnendes Herz, so ist er der Verzweiflung Preis gegeben. Dagegen wird der ohnehin schon zum Irdischen gekehrte, und im Irdischen sich befriedigt fühlende Mensch, statt in ein höheres, geistiges Leben hineingezogen zu werden, recht fest sich anklammern an alle die irdischen Genüsse, an alle die irdischen Gewerbe, welche seine Götter ganz besonders hegen, pflegen und beschützen. Jede wahre Religion strebt ein Leben an, wie es in der gegenwärtigen nicht erscheint, strebt einen himmlischen Staat auf Erden zu gründen, ein Reich Gottes, das ein Abbild sei jener Politeia der seeligen, reinen, himmlischen Geister; eine naturvergötternde Religion dagegen spricht das Leben, wie es ist, als das höchste aus, zeigt demselben keine, seine sittliche Natur befriedigenden Ideale [1]). Aus diesem Grunde geschah es, daß der Morgenländer bei seiner Naturvergötterungslehre, weil seinem tieferen Gemüthe das gewöhnliche Leben mit allen seinen Gebilden doch gar zu flach und nichtswürdig erschien, er aber auch keine Ahndung hatte, wie ein höherer, heiliger Geist sich hineinbilden ließe, sich ganz aus demselben zurückzog und durch eine erzwungene Vernich-

---

1) Dieser Gegensatz zwischen dem im Naturleben befangenen Charakter der heidnischen Religion und der sittlichen Tendenz des Juden- und Christenthums wird häufig von den christlichen Glaubensvertheidigern ins Licht gesetzt. Besonders schön geschieht dieses z. B. von Julius Firmicus Maternus (De Errore profanarum religionum. Magna Bibl. Patrum T. IV. P. I. c. 2.), indem er dem Trauren über die physischen Naturzustände in den heidnischen Mysterien und Festen die Trauer und Sorge um sittliche Dinge entgegensetzt: „Klaget nicht in den jährlichen Festen über fremden Tod (den des Adonis, das Verschwinden der Sonne), sondern bereitet euch an jedem Jahre den Trost, dessen ihr bei eurem Tode bedürfen werdet. O armer Mensch, du freust dich, ich weiß nicht was gefunden zu haben (nämlich die Freude über die Wiederkehr der Sonne), während du in jedem Jahre bei jenen Festen deine eigene Seele verlierst. Du findest dort nichts als ein Bild, welches du selbst aufgestellt hast. Suche vielmehr die Hoffnung des Heils, suche den Aufgang des Lichts, suche, was dem höchsten Gott dich empfiehlt, oder in seine Arme dich zurückführt. Und hast du den wahren Heilsweg gefunden, dann freue dich, dann rufe mit lauter Stimme: εὑρήκαμεν, συγχαίρομεν (Wir haben gefunden! Wir freuen uns zusammen!), wenn du nach rechter Buße durch die Vergebung Gottes erlöset wirst.“ —

tung desselben den Anforderungen seines tiefer fühlenden Gemüthes zu genügen suchte. Er wurde nämlich Quietist und Omphalopsychit.

Betrachten wir nun den Charakter der Griechischen und Römischen Religion insbesondere. Die Herrlichkeit und der unerschöpfliche Reichthum Gottes offenbaret sich in der Welt durch die große Mannichfaltigkeit der Grundtypen alles Daseyns, wie durch die eben so große Mannichfaltigkeit der Formen in ein und denselbigen Grundtypen. Der Mensch, wiewohl gleich sehr Mensch unter allen Himmelsstrichen, behauptet dennoch in den verschiedenen Gegenden der Erde sehr verschiedene Charaktere, und je nachdem der Grund-Charakter der verschiedenen Völkerschaften verschieden, trägt auch alles, was von ihnen ausgeht, Gottesverehrung, Sitte, Wissenschaft, Kunst, ein besonderes Gepräge. Dabei und dadurch ist aber nicht die eine vollkommener als die andere, sondern in ihrer Eigenthümlichkeit kann eine jede auf ihre Weise die Herrlichkeit Gottes offenbaren, wenn anders ihr eigenthümliches nationales Gepräge durch das höchste Gesetz Gottes geheiligt ist. Wie sehr unterscheidet sich nicht in dieser Rücksicht der Morgen- und der Abendländer. Wie der Orientale bei der Hitze des Tages unter dem kühlenden Baume auf dem Blumenteppich niedersinkt, und zu Geschäften untüchtig dem Zuge der vorüberwandelnden Gedankenbilder nachhängt, so zeigt sich in allem, was von seinem Geiste ausgeht, die Gluth, die Maaßlosigkeit, die Unfruchtbarkeit fürs Leben. Auch in den Religionen der Morgenländer bemerken wir diese drei Eigenschaften. Die Gluth der Phantasie, indem jede Ueberlieferung zur Mythe, jedes Dogma zum Symbol wird; die Maaßlosigkeit, indem die Bilder kolossal, der Ceremonien und Vorschriften unendlich viele; die Unfruchtbarkeit, indem nicht das Leben mit den Menschen, sondern allein das mit sich selbst ins Auge gefaßt, indem nicht die Gesinnung und sittliche Handlung, sondern die Phantasie und Kasteiung das Hauptmoment ist. Während der Abendländer, ungehindert in der freien Regung und Bewegung seines Körpers, den Boden durchstreift, den die Vorsehung ihm anwies, während er alles erprobt, erlernt und durchforscht, was die Schöpfung ihm darbietet, während er daher auch in dem Geschaffenen besonders die Spuren des Ewigen aufsucht, geht der ruhende Orientale, der die Welt und die Natur wenig kennen lernt, in die Tiefen seines eignen Innern und sucht Gott auf im innersten Grunde der menschlichen Natur. — So wie nun die Religionen des Ostens und des Westens durch einen bestimmten Grundzug sich unterscheiden, so zeichnet sich auch das Griechische wie das Römische Leben insbesondere durch eigenthümliche Charaktere aus, die auch in der

Gottesverehrung beider Völker sichtbar werden. Der Grieche stellt uns ganz eigentlich in seiner Erscheinung die Idee der Weltlichkeit dar. Früher mag in der Griechischen Sage noch ein tieferes Leben gewaltet haben, so lange als in dem Absenker noch die Säfte des Orients frisch waren, aber sie vertrockneten, und hiemit erstarb alle höhere Geistigkeit. Mit jener früheren geistigen Kraft meinen wir nämlich den sittlichen Gehalt, der damals wenigstens mehr noch, wenn auch keineswegs allein, in den Sagen vorhanden war, die größere Klarheit, in welcher die Mythen die ursprüngliche, höhere Erkenntniß, welche dem gefallenen Menschen bei seinem Eintritt in die irdische Weltordnung noch beiwohnte, aussprachen. Daß dem so war, zeigen Creuzers Forschungen über die Orphischen Lehren. Der Verderb der griechischen Religionslehren ging aber daraus hervor, daß, nachdem sich die Kunst der Mythen bemächtigte, das sittlich religiöse Interesse, welches eine ältere Zeit an ihnen genommen, und indem es dieselben ausgebildet, in einem schöngeistig ästhetischen aufging. Die gröbste sinnliche Wollust vereinigte sich oft damit. Die Heiden berichten uns selbst, daß es vorkam, daß Menschen mit den nackten Statuen der Göttinnen von wilder Lust entbrannt, Unzucht trieben, so Einer mit dem Bilde der Venus von Gnidus [1]), andre mit andern Götterbildern [2]). Der strengere Styl, den die ältere Schule noch gewahrt hatte, wich in der jüngeren attischen Schule dem anmuthigen aber leichtfertigen. Von ihrem Meister Praxiteles, dem Schöpfer der knidischen Venus, welche Göttin er — nach dem Modell der Hetäre Phryne — zum erstenmal unbekleidet dargestellt, giebt Plinius uns Nachricht, daß derselbe zu seiner Ergötzung kleinere wollüstige und unzüchtige Bilder verfertigte [3]). Doch wenn wir auch von diesen gröberen Verirrungen absehen, so müssen wir dennoch sagen, wie immer ein Irrthum, der mit einiger Wahrheit vermischt ist, gefährlicher ist als der baare Irrthum, weil er den Menschen länger bei sich zurückhält, so ging es auch hier. Menschen, denen die grobsinnlichen Genüsse nicht mehr zusagten, hielten sich an die fein-sinnlichen Genüsse der Kunst und meinten nun hoch über dem niedern Volke zu stehen.

Indem ferner leichtfertige Künstler sich der Objekte der Religion als Vorwurf für die Kunst bedienten, und eben diese Religion auch Gegenstände lüsterner Sinnlichkeit darbot, so wurde die Kunst in den Dienst der Sinnlichkeit genommen und als Reizmittel der-

1) Plinii Hist. Nat. l. XXXVI. c. 5.
2) Athenaei Deipnos. l. XIII. c. 84. Luciani Amores c. 15.
3) Plinii Hist. nat. l. XXXV. c. 10.

selben dienstbar gemacht. Eben hierauf macht Plato aufmerksam[1]): „Indem das Volk in den öffentlichen Wettkämpfen das Recht hat, den Sieg zu ertheilen, giebt es denselben denjenigen Dichtern, welche nach der nichtswürdigen Gesinnung des großen Haufens dichten; die Gegenwärtigen sollten immer bessere als ihre eignen Sitten beschreiben hören, jetzt aber werden sie auf den Theatern in den schlechteren Sitten bestärkt." — Wenn nämlich bei den Gebildeteren durch die poetische Behandlung der Religion dieselbe den dem Leben gebietenden und dasselbe umgestaltenden Ernst, wie auch die Scheu abnöthigende Würde verlor, so war bei den Ungebildeten der Nachtheil noch größer durch die als Wahrheit aufgenommenen falschen und sündlichen Begriffe von göttlichen Dingen. Denn wenn auch hier der Elische Olympier die Ahndung einer weltgebietenden Majestät in den Herzen erregte, so erzeugte dort der Göttervater mit dem Schwanenhals am Busen der Leda bestialische Triebe und Gedanken. Daher sind die Betrachtungen sehr fein und geistvoll, welche Dio Chrysostomus, der heidnische Rhetor, den Pheidias machen heißt über die Wichtigkeit seines Werks den Olympier in einem Bilde darzustellen, was für ganz Griechenland Norm der Vorstellungen vom Göttervater werden würde. Dio redet den Pheidias so an[2]): „Du hast, o Pheidias, eine große Verantwortung auf dich geladen. Denn früher, da wir von Gott nichts wußten, haben wir uns auch kein bestimmtes Bild von ihm entworfen, indem ein Jeder nach seinem Gefallen sich eine Vorstellung ausmalte, und sahen wir Götterbilder, so schenkten wir denselben keinen besonderen Glauben. Du aber hast dieses Bild so herrlich gebildet, daß ganz Griechenland und Jeder, der es sieht, sich keine andere Vorstellung mehr von Gott machen kann. Hast du nun auch die göttliche Natur würdig genug dargestellt?" —

Immer aber war es der Geistbegabte Mensch, in welchem der Grieche das Göttliche anschaute, der Indier, der Aegypter dagegen in der Thiergestalt, worüber Philostratus sich strafend ausläßt[3]): es sei besser, statt solcher Bildnisse gar keine hinzustellen, denn der menschliche Geist bilde etwas Vortrefflicheres als jede Kunst; bei solchen Bildern aber verliere sich die Fähigkeit, das Schöne anzuschauen und selbst etwas Besseres unter der äußeren Hülle zu ahnden.

---

1) Plato De legib. l. II. p. 245. ed. Bekker.
2) Dionis Orationes, ed. Reiske T. I. p. 401. 399.
2) Philostratus Vita Apollonii l. IV. c. 19.

Da nun der Grieche in diesem Leben nicht lieb gewonnen hatte und erstrebte, was gerade über demselben steht und es beherrschen soll, sondern das natürliche Leben selber, so ist es kein Wunder, daß in demselben Grade, in welchem die Liebe zum natürlichen Leben und die Anhänglichkeit an dasselbe wuchs, auch die Erinnerung an die elysäischen Felder und die dunkeln Wogen des Styx zurücktrat. Der gebildete Grieche glaubte an nichts Jenseitiges, wie wir dies z. B. bei Polybius sahen, eben so bei Pausanias[1]), nicht weniger bei Simonides[2]), welcher singt:

Schweigen ist bei den Todten, Dunkelheit umhüllt das Auge.
Alles kommt einst in den Einen furchtbaren Strudel.

Alle aber, der Gebildete wie der Ungebildete, wurden gequält von der größten Furcht des Todes, weil sie in diesem Leben ihr Ein und Alles hatten und drüber hinaus keinen Himmel, keinen Heiland und keine triumphirende Gemeinde der Vollendeten kannten. So singt Anakreon[3]): „Grau sind mir die Schläfe und weiß das Haupt. Hin ist die liebliche Jugend. Vom süßen Leben ist nicht viel mehr übrig, darum seufze ich häufig, fürchtend den Tartarus, denn er ist des Hades furchtbare Höhle. Graunvoll ist der Hinabgang, und wer einmal hinabstieg, kehrt nimmer wieder.“ — Und Lykophron[4]) klagt: „Wenn der Tod noch weit entfernt, dann wünscht wohl der Mühseelige sein Leben zu enden; wälzt aber dessen letzte Welle sich heran, so begehren wir das Leben, denn nimmer können wir uns daran sättigen.“ — Eben so sang ja auch schon Homer[5]): „Lieber möchte ich beim ärmsten Manne dienen, als über alle Schatten König seyn!“ — Wie anders lauten dagegen die Aeußerungen triumphirender Martyrer, wie wir sie bei den ersten Christen finden, welche den Heiden bei ihrer Gesinnung nicht anders denn als Schwärmer vorkommen konnten. Je größer bei den Griechen die Angst vor dem Tode, nur desto fester klammerten sie sich an die Dinge dieses Lebens an, desto tiefer wollten sie die Schaale seiner Genüsse bis zur letzten Neige leeren. „Lasset uns essen und trinken, denn morgen sind wir todt,“ dies die epicuräische Consequenz des herrschenden griechischen Weltbewußtseyns (1. Cor. 15, 32.).

Einen wesentlich von dem Griechischen verschiedenen Charakter zeigt das Römische Heidenthum. Das Römische nach seinen

1) Pausanias, Graeciae Descriptio l. II. c. 5.
2) Stobaei Sermones. Sermo 117. ed. Aureliae Allobrog. 1609.
3) ap. Stobaeum l. I.
4) apud eund.
5) Odyssea l. XI.

ursprünglichen Bestandtheilen hat noch mehr vom morgenländischen Geiste behalten als das Griechische. Es hat sich großentheils aus dem Hetruskischen herausgebildet. Dieses aber zeichnet sich aus durch eine eigentliche Deisidaimonia, eine Gottes f u r ch t, einen düstern Sinn [1]). Der oberste Gott der Hetrusker, T i n a, ist das Fatum. Unter dessen dunkler Gewalt stehet das Menschengeschlecht. Sechstausend Jahre dauerte die Schöpfung der Welt, sechstausend Jahre besteht sie, im sechsten Jahrtausend kommt ihr Ende herbei, und das ist das große Jahr. So sind auch allen Völkern ihre Zeiten gesetzt und nach zehn Zeiten endet der Hetruskische Staat. Der Mensch, unter jenem Fatum stehend, wird von allen Seiten durch dasselbe bestimmt. Daher ist es wichtig die geheimen Gründe der Natur und ihre außerordentlichen Erscheinungen zu erkennen, darum ist eine vollkommene Wissenschaft die Kunst, aus Vögelflug, aus Eingeweiden, aus Donnerschlägen den Willen der Götter oder die Zukunft zu erkennen [2]); denn die Zeichen am Himmel und auf Erden sind Beweise des Zornes der Gottheit, der unblutig und auch blutig, durch Menschenopfer, gesühnt werden muß. Den Menschen begleiten ferner auf seinem Lebenswege zwei Genien, ein schützender, schirmender und ein wüthender, düsterer, welcher ihm zu schaden sucht. Diese sind es, die zunächst sein Schicksal leiten. — Alles dieses spricht einen ernsteren Charakter der Hetruskischen Lehre aus, welcher mehr oder weniger zu den Römern überging und insbesondere in ihren vielen supplicationes, averruncationes, devotiones sich zeigt. — Vielen Einfluß hatte auch bei diesen auf die Bildung des religiös-politischen Lebens N u m a P o m p i l i u s, welcher von den Pythagoräern seine besseren Erkenntnisse gehabt haben soll, wobei es aber immer noch unentschieden bleibt, wie viel Antheil davon den alten, schon vorhandenen Italischen Lehren zuzuschreiben sei. Die Würkungen seiner Institute und Einrichtungen zeigen sich noch in sehr späten Zeiten. Er leitete bekanntlich seine Einrichtungen aus unmittelbarer Eingebung ab, sei es nun, daß er hiebei nach jener rationellen Ansicht, welche mehre Heiden über dergleichen Aussagen der Gesetzgeber haben [3]), dieselbe nur vorge-

---

1) Arnobius adv. Gentes l. VII. c. 26. Genitrix et mater superstitionis Hetruria.

2) Diodorus Siculus Biblioth. l. V. c. 40. erwähnt ausdrücklich, daß die alten Hetrusker sich ausgezeichnet hätten durch ein großes Studium der Naturkunde und G ö t t e r l e h r e, wie auch der D o n n e r k u n d e.

3) Strabo, Geographia l. XVI. c. 2. Diodorus Siculus, Bibl. l. I. c. 94. Varro ap. August. De civit. Dei l. III. c. 4.; auch der Jude Josephus contra Apion. l. II. c. 16. lassen den Minos, Zamolxis, Zaleukus und Moses göttliche Offenbarung aus politischen Zwecken vorgeben.

geben, um politische Zwecke dadurch zu erreichen und die Leichtgläubigkeit des Volkes zu benutzen, oder daß er würklich glaubte, höherer Einflüsse theilhaftig zu seyn, wie denn Plutarch in Bezug auf diesen Umgang des Numa mit göttlichen Wesen bemerkt, es sei doch gar nichts Ungereimtes, zu glauben, daß so wichtigen Männern, wie Begründern von Staaten, wenn sie dieselbe suchten, eine außerordentliche Berathung Gottes zu Theil werden könne. Schon durch diese Zurückführung seiner Einrichtungen auf unmittelbare göttliche Offenbarung sicherte er denselben das Bestehen und die Verehrung; wie Plutarch vom Lykurgus bemerkt[1]), was die Spartaner als *νόμους* (Gesetze) nicht so geehrt haben würden, das verehrten sie als *ῥήτρας* (Aussprüche Gottes), indem Lykurg öfters nach Delphi reiste und seine Gesetze vom Delphischen Gotte ableitete. Jene gottesdienstlichen Einrichtungen Numas zeichnen sich nun ganz besonders durch einen asketisch-sittlichen Geist aus, sie nähern sich mehr den orientalischen. Er selbst lebte auch gewöhnlich in seiner Burg, mit gottesdienstlichen Gebräuchen beschäftigt, die Priester unterrichtend, oder für sie thätig in dem Ueberdenken irgend eines göttlichen Gegenstandes[2]). Besonders wichtig ist Numas Verbot, von Gott sich ein Bild zu machen. Die Stelle des Plutarch, die uns dieses berichtet, lautet also[3]): „Auch Numas Gesetze hinsichtlich der Götterbilder sind ganz gleich den Lehrsätzen des Pythagoras; denn dieser nahm an, daß das Urerste weder fühlbar, noch leidensfähig sei, sondern unsichtbar, ungemischt und geistig. So verbot auch Numa den Römern, Menschen- und Thier-ähnliche Bilder Gottes sich zu machen. Und früher war auch bei ihnen weder ein Gemälde noch ein Kunstgebilde von Gott, sondern in den ersten hundert und siebenzig Jahren des Staates baute man zwar Tempel und heilige Kapellen, aber stets ohne Bild, weil es für unheilig gehalten wurde, das Höhere durch das Niedere darzustellen und man der Gottheit nicht anders, als durch den Gedanken sich nahen könne[4])." — Es verbot auch Numa, wie uns Plutarch a. d. a. St. sagt, die blutigen Opfer und befahl Mehl und Weinspende und die wohlfeilsten Dinge darzubringen. „Bei den feierlichen Auf-

1) Plutarchus, Vita Lycurgi.
2) Plutarchus, Numa c. 14.
3) Plutarchus, Vita Numae c. 8.
4) Auf diese merkwürdige Nachricht legt mit Recht ein besonderes Gewicht Augustinus. (Augustinus de civit. Dei l. IV. c. 31.) Er führt sie aus Varro an, und dieser Römer setzt die denkwürdigen Worte hinzu: Quod (nämlich der Gebrauch keine Bilder Gottes zu haben) si adhuc mansisset, castius Dei observarentur; qui

zügen — erzählt weiter Plutarch[1]) — gingen Herolde vorauf durch die Stadt, zu feiern gebietend und zu ruhen von der Arbeit. Denn so wie man von den Pythagoräern erzählt, daß sie nicht gestatteten, nur so im Vorbeigehen anzubeten und die Götter zu verehren, sondern geboten, gerade zu diesem Endzweck sogleich von Hause nach den Tempeln vorbereitet zu gehen, so glaubte auch Numa, daß seine Bürger nichts Göttliches nur so im Vorbeigehn weder hören noch sehen dürften, sondern vielmehr rastend von allen andern Dingen, das Gemüth als auf den wichtigsten Gegenstand bloß auf die Frömmigkeit richtend, indem vom Geräusch, Geklopf und Geächze, und was sonst mit Handwerkerarbeiten verbunden ist, die Straßen frei und rein gehalten wurden für die heiligen Handlungen[2])."

In allen diesen Verordnungen spricht sich unverkennbar der ernste Sinn des Numa und somit der alten Römer aus. Numa hatte verboten, daß die Bildhauerkunst die Götterwelt in ihr Gebiet ziehe; die alten Römer verboten auch den Dichtern ihre Licenz in der Komödie; die Schauspieler hatten keine bürgerliche Ehre, durften auch nicht in den tribus seyn[3]). Dazu kommt die einfache Lebensweise, welche die alten Bewohner Roms führten. Den Einfluß derselben setzt in Verbindung mit ihrer Frömmigkeit der Fortsetzer des Polybius, der gelehrte Posidonius, wenn er sagt[4]): „Herkömmlich war bei den alten Römern Ausdauer und einfache Lebensweise und ein einfältiger, ungesuchter Genuß ihrer Güter, desgleichen eine bewundernswerthe Verehrung gegen die Gottheit, auch Gerechtigkeit, sehr viel Enthaltsamkeit in Beeinträchtigung anderer Menschen, verbunden mit der fleißigen Betreibung des Ackerbaues." — Eben so sagt Valerius Maximus[5]): „Je einfacher anfangs die Götter durch die Spenden von Lebensmitteln von den Römern geehrt wurden, desto würksamer war es." — Daher denn auch die Zeugnisse von der großen Mäßigkeit und Sittlichkeit der alten Römer, z. B. bei Sallust[6]). „Im Frieden und Kriege befleißigte man sich guter Sitten; eine große Eintracht,

---

enim primi simulacra Deorum populis posuerunt ii et civitatibus metum dempserunt et errorem addiderunt. Er beruft sich dabei auf das treffliche Beispiel der gens Judaea! —

1) De vita Numae c. 14.

2) Hier finden wir ganz eigentlich einen antiken heidnischen Sonntag!

3) Scipio in Cicero de Republ. l. 4. sagt: Nunquam comoedia, nisi consuetudo vitae pateretur, probare sua Theatris flagitia potuissent. August. De civit. Dei l. II. c. 9—13.

4) Athenaei Deipnosophistes l. VI. c. 107. pg. 248. ed. Schweigh.

5) Valerii Max. Hist. l. II. c. 5.

6) Sallustius, Bellum Catilinarium c. IX.

kein Geiz war zu finden. Recht und Pflicht ward weniger um der Gesetze willen, als aus natürlichem Antriebe geachtet. Zwietracht und Verstellung fand nur gegen Feinde statt, Bürger wetteiferten mit Bürgern nur in der Tugend. Bei den Opfern der Götter herrschte Pracht, im Hauswesen Sparsamkeit, gegen Freunde Treue." — Ammianus Marcellinus[1]) nennt sogar das alte Rom die Herberge aller Tugenden. Selbst die Juden priesen die Sittlichkeit und besonders die Treue der Römer vor dem Punischen Kriege[2]). — Alles dieses reicht hin, uns die oben angeführten Urtheile eines Dionysius von Halicarnassus und Polybius zu rechtfertigen, welche so entschieden der Römischen Götterlehre vor der Griechischen den Vorrang einräumen. Und so lange jener ernste Gottesglaube im Römischen Staate herrschte, genoß dieser auch jener größeren Festigkeit und Ruhe; der Verfall der Religion aber zog auch den Verfall der Sitten nach sich, wie dieses Dionysius von Halicarnaß öfters andeutet[3]). Selbst die Tapferkeit der Römer im Kriege hing mit ihrer Gottesfurcht zusammen, worüber die alte Geschichte voll von Beispielen ist. Wer denkt nicht hiebei an die sich den Göttern weihenden Decier. Von dem Einen derselben sagt Livius[4]), er sei von beiden Heeren erblickt worden, wie ein Wesen übermenschlicher Art, das, wie vom Himmel geschickt, den Zorn aller Götter von den Seinen auf die Feinde wendete. Dergleichen Weihungen, sagt

---

1) Ammiani Marc. Histor. l. XIV. c. 6. Virtutum omnium domicilium.

2) 1. Macc. C. 8. V. 1. 12.

3) Dionysii Hal. Antiqq. Romm. l. II. c. 6. c. 11. c. 14. c. 24. c. 34. c. 74. l. III. c. 21. l. V. c. 60. l. VII. c. 35. l. VIII. c. 37. l. X. c. 17. vergl. Creuzers Symbolik B. II. p. 996. der neuern Ausgabe, wo diese Stellen des Dionysius namhaft gemacht sind. Keiner hat übrigens wohl so kräftig unter den Alten ausgesprochen, was Gottesfurcht dem Staate sei, als jener herrliche, an heiligem Sinn alle anderen Alten übertreffende Plutarch. In der Schrift Adversus Colotem. c. 31. spricht er sich darüber so aus: „Die wichtigsten aller Gesetze sind die über den Glauben an die Götter, welche daher Lykurgus, Numa, Jon, Deukalion ihren Völkern allen gelehrt, indem sie ihnen durch Gebete, Eidschwüre, Orakel, Götterstimmen ein lebendiges Gefühl der Hoffnung wie der Furcht in Bezug auf die Götter einflößten. Ja, wenn du die Erde durchwandelst, magst du Städte ohne Mauern, ohne König, ohne Häuser, ohne Münze, ohne Theater und Gymnasium finden, aber nie wirst du erblicken eine Stadt ohne Gott, ohne Gebet, ohne Orakel, ohne Opfer. Ehe mag eine Stadt ohne Boden stehen, als ein Staat ohne den Glauben an Götter sich erhalten. Dieser ist das Bindemittel aller Gemeinschaft und die Stütze aller Gesetzgebung."

4) Livii Histor. l. VIII. c. 9.

Cicero, wurden bei unseren Vorfahren nur durch die Macht der Religion erzeugt. Ein merkwürdiger Beitrag zur Deisidaimonie dieses Volkes ist auch folgende Erzählung bei Livius[1]): „Tertia vigilia noctis, jam relatis litteris a collega, Papirius silentio surgit, et pullarium in auspicium mittit. Nullum erat genus hominum in castris intactum cupiditate pugnae; summi infimique aeque intenti erant: dux militum, miles ducis ardorem spectabat. Is ardor omnium etiam ad eos, qui auscipio intererant, pervenit; nam quum pulli non pascerentur, pullarius auspicium mentiri ausus, tripudium solistimum consuli nunciavit. Consul laetus, auspicium egregium esse, et Deis auctoribus rem gesturos, pronunciat, signumque pugnae proponit. Exeunti jam forte in aciem nunciat perfuga, viginti cohortes Samnitium Cominium profectas. — — Dum his intentus imperator erat, altercatio inter pullarios orta de auspicio ejus diei, exauditaque ab equitibus Romanis, qui rem haud spernendam rati, Sp. Papirio fratris filio, consulis ambigi de auspicio renunciaverunt. Juvenis ante doctrinam Deos spernentem natus, rem inquisitam, ne quid incompertum deferret ad consulem, detulit, cui ille: Tu quidem macte virtute diligentiaque esto. Caeterum qui auspicio adest, si quid falsi nunciat, in semetipsum religionem recipit. Mihi quidem tripudium nunciatum, populo Romano exercituique egregium auspicium est. Centurionibus deinde imperavit, ut pullarios inter prima signa constituerent. — Priusquam clamor tolleretur concurrereturque, emisso temere pilo ictus pullarius aute signa cedidit.“ — Und noch zu Cäsars Zeiten war die religio von so mächtigem Einfluß auf das Römische Heer, daß, wie uns Plutarch[2]) erzählt, die Kriegsrathschläge des Pompejus kalt von den Soldaten angehört wurden; da aber Cato in seiner Rede die Deos patrios als Schirmer und Verfechter ihrer Sache anführte, wurde das Heer entflammt und diese Schlacht verlor Cäsar[3]). — Ein ausgezeichnetes Denkmal des sittlichen und religiösen Ernstes der Römer ist auch die ganze Erzählung der Aufhebung der Bacchanalien in Rom durch den Consul Posthumius, die wir in einem kurzen Auszuge aus Livius ausheben wollen[4]): „Unter dem Consul Sp. Posthumius und Marcius Philippus lief die Klage ein über geheime Verbin-

1) Livii Histor. l. X. c. 40.
2) Plutarchus, Vita Caesaris.
3) Ueber den Einfluß der Religion auf das Volk siehe Joh. von Müllers Fragmente. Werke B. 15. S. 429.
4) Livius, Histor. l. XXXIX. c. 8—17.

dungen. Diese hatte ein Grieche von geringem Herkommen, ein Wahrsager, zuerst in Hetrurien eingeführt. In geheimen Gesellschaften, die den Schein von rein gottesdienstlichen Verbindungen hatten, wurden hier alle Arten der Unzucht und anderer Laster ausgeübt. Männer und Weiber, Junge und Alte waren hier in der Nachtzeit beisammen und überließen sich der Ausschweifung, auch wurden falsche Zeugnisse, Giftmischereien und anderes hier bereitet. Anfangs waren diese Gesellschaften in Rom ganz verborgen, wegen der Ausdehnung und Größe der Stadt, dann aber wurden sie auf folgende Weise entdeckt. P. Aebutius hatte einen Sohn hinterlassen, der von seiner Mutter Duronia und dem Stiefvater T. Sempronius erzogen wurde. Die Mutter war dem Stiefvater sehr zugethan, und da dieser nicht die gehörige Rechenschaft über die Gelder seines Mündels zu geben wußte, beschloß er den Jüngling entweder aus dem Wege zu schaffen, oder sich auf irgend eine Art ihm nahe zu verbinden. Dazu sollte ein Weg seyn die Verführung desselben in den Bacchanalien. Die Mutter sagte also dem jungen Menschen, sie habe in einer seiner Krankheiten gelobt, wenn er wieder genese, wolle sie ihn in die Bacchanalien einweihen. Zehn Tage müsse er enthaltsam seyn, am zehnten werde sie ihn ins Heiligthum führen. Nahe bei dem jungen Aebutius wohnte eine Buhlerin Fecenia, welche nur durch ihren früheren Stand als Sklavin zu diesem Gewerbe gekommen war und ein besseres verdient hatte. Diese hatte einen nahen Umgang mit dem Jüngling, ohne daß sein Ruf dadurch gelitten hätte, denn sie liebte ihn ohne sein Zuthun und, da die Seinigen ihn sehr karg hielten, unterstützte sie ihn sehr mit Geld und machte ihn auch zu ihrem Erben. Dieser erzählte er, was seine Mutter mit ihm thun werde, in aller Unbefangenheit. Als aber das Frauenzimmer dieses hörte, rief sie aus: Das wolle Gott verhüthen! Lieber mögen wir beide des Todes seyn, als daß dies geschehe! Dabei verwünschte sie die, welche solches gerathen hätten. Als nun der Jüngling seine Mutter und seinen Stiefvater nannte, erwiederte sie: So will denn also dein Stiefvater — denn deine Mutter dessen zu beschuldigen wäre Sünde — deine Keuschheit, Hoffnung, deinen Ruf und dein ganzes Leben verderben? — und da der erstaunte Jüngling fragte, was sie damit sagen wolle, gab sie ihm eine Beschreibung von der gräulichen Unzucht und Verworfenheit, welche in diesen seyn sollenden Heiligthümern getrieben würde, und ließ ihn nicht fort, bis er ihr versprochen, nicht Theil daran nehmen zu wollen. Da er nun nach Hause kam und der Mutter und dem Stiefvater die Abneigung erklärte, sich einweihen zu lassen, wurden diese sehr erbittert und stießen ihn aus dem Hause. Er nahm

seine Zuflucht zu einer Anverwandtin und diese rieth ihm die ganze Sache an den Consul zu berichten. Er that es, und nun versicherte sich derselbe zuerst der Buhlerin Fecenia als der Angeberin, welche als Sklavin selbst an jenen gräulichen Festen Theil genommen hatte, und machte sofort eine Anzeige an den Senat. Dieser gerieth in den größten Schrecken und nachdem die ernstesten Maaßregeln von seiner Seite getroffen worden, machten die Consuln die Anzeige an die Volksversammlung. Es wurde zuerst das gewöhnliche Gebet an die Götter ausgesprochen, welches jeder Volksversammlung vorherging, und sodann begann der Consul: „Quiriten! bei keiner unserer Versammlungen ist dieses gewöhnliche Gebet an die Götter nicht bloß schicklicher angebracht gewesen, sondern auch nothwendiger, damit es euch erinnere, das seien die wahren Götter, welche eure Vorfahren zu verehren und anzubeten geboten haben, nicht aber jene, die wie mit Stacheln der Wuth die Gemüther der von fremden Religionsgebräuchen Geblendeten zu allem denkbaren Frevel und aller Ruchlosigkeit antreiben u. s. w." —

Wenn also bei Entstehung des Römischen Staates und der Römischen Religion diese ganz eigentlich einen priesterlichen und mehr orientalischen Charakter hatte, so verwandelte sich indeß derselbe, beim Wachsthum des Reichs und Ueberhandnehmen der Verderbtheit, in einen politischen. Stärker noch als bei den Griechen und kräftiger waltete bei den Römern die Liebe zum Vaterlande schon deswegen, weil der Römische Staat eine weit größere Einheit hatte. Auch hiezu lag gerade in der Religion ein besonders würksames Element in der Lehre von den Laren und Penaten. Die Heimathsliebe, ja die Liebe zum eignen Besitzthum war vergöttlicht worden und wurde unter dem Namen der Laren und Penaten angebetet. Indem nun bei der alterthümlich religiösen Ansicht der Fortschritt der Eroberungen, für den sie selbst zu den Göttern regelmäßig beteten, als das Werk der Rom besonders gnädigen Götter betrachtet wurde, wie denn auch die nachherigen Drangsale des Staates dem Ueberhandnehmen des Christenthums und der daraus entstehenden Feindschaft der Götter zugeschrieben wurde, so mußte dadurch die Religion immer enger mit der Vaterlandsliebe zusammenfließen. Wie bei den Griechen die Kunst, so wurde bei den Römern die Vaterlandsliebe zur Religion.

IV.

Ueber den Einfluß des Heidenthums aufs Leben, insbesondere bei den Griechen und Römern.

1. Ueber Aberglauben und Unglauben, besonders um die Zeit der Erscheinung Christi.

Man liest, was man nicht erwarten sollte, bei Göthe[1]): „Das eigentlich einzige und tiefste Thema der Welt- und Menschengeschichte, dem alle übrigen untergeordnet sind, bleibt der Conflict des Unglaubens und des Aberglaubens.“ Wie konnte es anders seyn, wenn es der Glaube ist, der beim Menschen über Leben entscheidet und Tod? Der Aberglaube aber ist nichts anderes als das Glaubensbedürfniß, welches sich in seinem Objecte (unbefriedigt) vergreift, — „der Glaube mit einem Aber daran,“ nach dem Worte Jean Pauls. Nicht aber, wofür Viele ihn ansehen, ein bloßer Verstandesirrthum ist der Aberglaube; wie könnte er ein so vulkanischer Quell der heißesten Leidenschaft werden? Nein, ein Glaube ist er — wenn nicht an himmlische, an höllische Mächte.

Wir haben im Alterthum einen hohen Geist, Plutarch, welcher dem, was das Alterthum Aberglaube nannte, viele Betrachtungen gewidmet hat, dem Gegenstande zwar nicht auf den Grund gekommen, aber in der Betrachtung desselben doch so tiefe religiöse Wahrheiten ausgesprochen, daß wir nicht umhin können, ihn hier ausführlicher dem Leser vorzuführen.

Die Schriften Plutarchs, welche ausdrücklich den Aberglauben behandeln, sind die Abhandlungen „über die Götterfurcht (*περι Δεισιδαιμονίας*)“ und: „Beweis, daß man nach Epi-

1) Göthes Westöstlicher Divan. S. 424.

kur nicht glückselig leben könne." In der ersteren erläutert er folgende Ideen: „Der Aberglaube ist weit verderblicher und schmerzlicher für die Seele selbst, welche darin befangen ist [obwohl, da er doch überhaupt einen Antheil und eine Beziehung zur Gottheit voraussetzt, eher ein Zurückführen desselben zur wahren, nüchternen Gottesfurcht möglich ist, als beim Unglauben], als der Unglaube. Denn dieser ist ein Irrthum, eine Täuschung ohne Leidenschaft, der Aberglaube aber ein Irrthum mit Leidenschaft, also gleichsam ein flammender Irrthum. Während der Ungläubige sich in einem gleichgültigen Seelenzustande befindet, giebt es nichts im Himmel und auf Erden, wovor der Abergläubige sich nicht fürchtete. Nicht bloß am Tage dauert diese Angst, selbst im Schlafe schrecken denselben furchtbare Bilder, und wacht er erschrocken auf, so freut es ihn nicht, daß es nur täuschende Schatten waren, die ihn blendeten, sondern er eilt zu den Gauklern und Geisterbannern. O! da die Götter uns den Schlaf verliehen haben als süße Lethe aller Leiden, was raubst du dir selbst dies Geschenk, da es keinen anderen Schlaf giebt, diese deine Träume zu vergessen? Heraklitus sagt, die Wachenden haben ein und dieselbe Welt, der Schlafenden hat jeder seine eigene. Der Abergläubige aber hat keine gemeinsame Welt, denn wacht er, so bedient er sich nicht seines Verstandes, und schläft er, so ist er auch nicht von Schrecken frei, sondern seine Vernunft träumt, seine Furcht aber wacht beständig. Polykrates in Samos, Periander in Korinth waren furchtbare Tyrannen, aber Niemand fürchtete sie, wenn er in eine andere Stadt zog. Wer aber der Götter Herrschaft als eine tyrannische, furchtbare ansieht, wo wird ein Land, wo ein Meer ohne Götter seyn, dahin er fliehen könnte? Selbst bedrückte Sklaven können zufolge eines Gesetzes den Verkauf verlangen und einen billigeren Herrn, aber der Abergläubische kann seine Götter, die ihm schreckend sind, nicht vertauschen. Um so viel ist der Ungläubige glücklicher, als der Deisidämonische, als Tiresias, der weder seine Kinder noch Freunde sehen konnte, glücklicher ist, denn Athamas und Agave, welche sie als Löwen und Elephanten sahen. Wird der Ungläubige krank, so erinnert er sich seiner Unmäßigkeit als Ursach; geräth er in übeln Ruf, so frägt er sich, was er unterlassen; allein der Abergläubige wird Verlust der Güter, Tod der Kinder, Unglück in öffentlichen Geschäften, alles wird er für Schläge des erzürnten Gottes betrachten, auch wird er seinen Unfällen nicht begegnen, aus Furcht, den Göttern zu widerstreben. Der Arzt wird vom Kranken, der tröstende Freund vom Betrübten fortgetrieben. Er ruft: Laß mich, o Mensch, den Verfluchten, den Göttern und Dämonen Verhaßten meine

Strafe leiden! Der Mensch, der auch nicht an Gott glaubt, kann doch, wenn ihn das Unglück trifft, eine Thräne trocknen, das Haupt scheeren, das Kleid ablegen. Wie soll man aber mit dem Deisidämonischen sprechen? wie ihm helfen? Da sitzt er vor der Thür in den Sack verhüllt, oder die Lenden mit schmutzigen Lumpen belegt, oft wälzt er nackend sich im Kothe, verkündet laut seine etwanigen Sünden und Fehltritte, er habe solches gegessen, sei den und den Weg gegangen, welches das Dämonion nicht haben wollte. Selbst in den erfreulichen Handlungen des Gottesdienstes fühlt sich der Deisidämonische unglücklicher. Das Liebste sind den Menschen Feste, priesterliche Mahle, Einweihungen, Gebete zu den Göttern. Dabei wirst du den Ungläubigen furchtbar und mit Sardonischer Ironie lachen sehen, auch sagt er wohl seinem Freunde ins Ohr: Wie blind sind doch jene Thoren! aber dies ist auch alles. Der Abergläubige dagegen will wohl, aber er kann sich nicht freuen, mit dem Päan ist bei ihm das Geseufz' verbunden. Gekränzt erblaßt er, er opfert und bebt, mit schwankender Stimme betet er, streut Weihrauch mit zitternden Händen. Dabei wird nicht wahr der schöne Ausspruch des Pythagoras: Am wohlsten ist uns, wenn wir zu der Götter Wohnungen wallen. Der Abergläubige geht dahin, wie in Drachen-Höhlen. Es versündigt sich auch dieser mehr als der Ungläubige an den Göttern, denn es ist doch besser zu sagen, sie sind nicht, als alles Abscheuliche von ihnen für wahr zu halten. Es ist doch besser, wenn jene Skythen gar keinen Gott haben, als wenn die Karthager ihn haben, aber für blutdürstig halten und ihm Kinder schlachten. Endlich (C. 12.) giebt der Unglaube nie Veranlassung zum Aberglauben, aber wohl dieser zu jenem, denn wenn man verkehrte Begriffe über die göttlichen Dinge lehrt, giebt man Anlaß zum gänzlichen Zweifel. Indeß hüte man sich auch wohl, daß man nicht, um Räuber zu vermeiden, in einen unwegsamen Abgrund stürze, daß man nicht, um der Deisidämonie zu entfliehen, dem Unglauben in die Hände falle, überspringend, was in der Mitte liegt, die wahre Frömmigkeit." — Eben so trefflich beschreibt in der anderen genannten Schrift: Non posse suaviter vivi secundum Epicurum, derselbe Plutarch das Elend der Ungläubigen. Er hatte hier zuerst das traurige Gefühl des Ungläubigen dargestellt, der an die Götter und ihre Einwürkungen nicht glauben kann und an den gottesdienstlichen Handlungen heuchlerisch aus Angst vor dem Volke Theil nimmt, wie wir dies oben gelesen haben. Es scheint nun zwar dies dem eben von

Plutarch Gesagten zu widerstreiten, wenn er darstellt, wie der Ungläubige bloß mit Sardonischem Lächeln den heilig gehaltenen Gebräuchen beiwohne, allein es läßt sich beides wohl vereinen. Er kann auch dabei jene heuchlerische Besorgniß vor dem Volke empfinden und eine peinigende Unbehaglichkeit, die stets der Weltling an der Seite des dem Ewigen Zugekehrten empfindet. Ueberdies müssen wir aber auch berücksichtigen, daß ja der Glaubenslose elender ist, als er selbst weiß, indem er ja das von ihm entbehrte Glück des wahrhaft Frommen nicht kennt, und wie Plutarch an einem anderen Orte sagt, eben wegen dieses Nichtwissens um sein Elend ist er um so unglückseliger, wie auch der Wahnsinnige deswegen für am unglückseligsten gehalten wird, weil er über sich selbst lacht, während Andere über ihn weinen. Dagegen schildert Plutarch im 26. Capitel mit einfachen, aber schönen Farben die Seligkeit dessen, der in einem vernünftigen Glauben und in herzlicher Liebe zu der Gottheit lebt. Er beschließt diese Beschreibung mit den herrlichen Worten des Hermogenes: „So sehr sind die allwissenden und allmächtigen Götter meine Freunde, daß sie so treu für mich sorgen, daß ich vor ihnen nicht verborgen bin nicht bei Nacht und nicht bei Tage, nicht wohin ich gehe, noch was ich zu thun gedenke. Da sie aber vorherwissen, was der Ausgang jedes Dinges seyn wird, deuten sie mir es an, zu mir sendend Boten, Stimmen, Träume und Vögel.“ Darauf bekämpft Plutarch mit Begeisterung die Läugner der Unsterblichkeit[1]). Er sagt: „Es giebt drei Klassen von Menschen. Die ganz Verdorbenen, die Gewöhnlichen und die höher Gebildeten. Für die ganz Verdorbenen ist es doch gewiß besser, wenn sie, ehe sie noch ganz verdorben werden, an den Hades glauben und dadurch von bösen Thaten sich abschrecken lassen, als wenn sie erst böse handeln und nachher, wie Epikur will, in der Furcht entdeckt zu werden ihre Bestrafung finden sollen. Für die gewöhnlichen Menschen hat der Hades, bei ihrer Hoffnung zur Fortdauer, nichts Furchtbares, die älteste und größeste aller Liebe ist die Liebe zum Leben, sie ist weit reicher an Wonne und Süßigkeit, um jene kindische Furcht zu überwältigen. Zufolge dieser Liebe zum Leben wünschen sie, wenn sie Kinder, Weiber und Freunde verlieren, lieber, daß dieselben irgendwo in traurigem Zustande seien, als ganz und gar nicht existiren und nicht seien. Auch

1) Non posse suaviter vivi sec. Epic. c. 25—31.

bedient man sich lieber der Ausdrücke μεθίστασθαι und μεταλλάττειν (wo anders hingehn, den Zustand verändern) vom Sterbenden, und die sonst noch eine bloße Veränderung der Seele anzeigen, nicht eine Vernichtung oder den Tod. Sie hassen aber Dichterworte, wie folgende:

Nun wird er verwesen in der baumbewachsenen Erde,
Getrennt von Mählern und von den Lauten
Und dem Alles lindernden Getön der Flöten —

und:

Daß des Menschen Seele wiederkehre, ist nicht möglich.
Sie ist nicht zu rauben und zu greifen, wenn sie dem Zaune der Zähne entflohen.

Ja weil sie das Leben mit der Ewigkeit verglichen für so gut wie nichts halten, verachten sie es, werden stumpf für Tugend und Thatkraft. Und wenn Epikurus uns durch die Auflösung in Atome von den Schrecken des Hades heilen will, so muß er wissen, daß eben unsere Natur das am meisten fürchtet, aufgelöst zu werden. Ich glaube daher, daß alle Menschen, Männer und Weiber, lieber werden wollen in den Tartarus steigen und vom Kerberos sich beißen lassen, als gänzlich vernichtet werden; wiewohl, wie gesagt, es nicht viele Menschen giebt, welche hieran noch glauben. Und die sich auch davor fürchten, suchen durch Reinigungen sich von der Furcht zu befreien. Wir sehen also, daß jene durch das Läugnen der Unsterblichkeit die süßesten und größten Hoffnungen der gewöhnlichen Menschen vernichten. Warum glauben wir nun aber noch, daß auf die gerechten und heiligen Menschen dort nichts Böses, sondern das Herrlichste warte? Zuerst ist zu bedenken: die Kämpfer erhalten den Kranz nicht, so lange sie kämpfen, sondern nachdem sie ausgekämpft und gesiegt haben[1]. Indem nun auf dieselbige Weise die Menschen glauben, daß nach diesem Leben erst das Siegeszeichen ertheilt wird, bemächtigt sich ihrer ein wunderbares Streben nach der Tugend im Hinblick auf jene Hoffnungen. Wer ferner die Wahrheit liebt und das

1 Der Apostel Paulus: Keiner aber wird gekrönt, er kämpfe denn recht.

wahrhafte Seyn, hat sich hier auf dieser Erde noch nicht genug mit dem Anschauen desselben erfüllen können, indem sein Geist trüb und feucht durch den Körper hindurch wie durch einen Nebel oder eine Wolke blicken mußte. Ein solcher Mensch kann seine Seele nur wohlgeordnet und den irdischen Dingen abgewendet machen, indem er der wahren Weisheit sich als Vorbereitung zum Tode bedient und dabei wie ein Vogel aufwärts blickt, um aus dem Körper heraus in die große und glänzende Unermeßlichkeit sich zu schwingen. Ja ich halte den Tod für ein so großes und wahrhaft vollkommenes Gut, daß ich glaube, dort erst wird die Seele wahrhaft leben und wach seyn, jetzt aber ist sie einer träumenden zu vergleichen. — Den Bösen, denen noch eine schwache Hoffnung der Besserung vorschwebt, rauben diese die Epikuräer, indem sie ihnen Vernichtung verkündigen, den gerechten Menschen nehmen sie ein bleibendes Gut, wodurch sie schon glücklich sind. Und wenn es so ein großes Gut seyn soll, von der Furcht vor unendlichen Peinen befreit zu werden, wie soll es denn nicht auch unerträglich seyn, ewiger Freuden und ihrer Hoffnung sich beraubt zu sehen?" — Hieher gehört auch die Stelle [1]): „Einige bedienen sich dunkler, Andere klarer, heiliger Symbole, indem sie nicht ohne Gefahr den Geist zu dem Göttlichen leiten, denn Einige, den Sinn ganz und gar verfehlend, verfielen in Aberglauben, Andere, diesen wie einen Sumpf fliehend, stürzten sich zuletzt in den Abgrund des Unglaubens, daher müssen wir aus der Philosophie die zum Heiligen führenden Lehren zur Hülfe nehmen, damit wir nicht die trefflichen Verordnungen der Gesetze über Opfer mißverstehn." — So wußte Plutarch die Klippen anzugeben, welche das mythische Heidenthum, das die tiefen Bedürfnisse der menschlichen Natur nicht befriedigte, darbot. Wie aber, kann Einer sagen, so wurde doch in Plutarch selbst das Bewußtseyn vom sittlichen Zwiespalt seiner Natur erweckt, so wurde er doch durch seine Religion, wie er selbst es ausspricht, zum rechten Vereinigungsmittel mit Gott, zur Heiligung und Reinigung des Herzens geführt?" — Es giebt Seelen, welche die Platoniker Apollonische nennen, Menschen der Sehnsucht [2]), denen von Kindheit an einwohnt ein unaussprechliches Verlangen nach einem bleibenden Gute, denen am Busen der ganzen ge=

1) De Iside et Osiride c. 67.

2) Viri desideriorum nennt sie der alte Amos Comenius, hommes de désir Saint Martin.

schaffenen Welt nicht wohl wird, an deren Herz unter allen Zerstreuungen des Lebens eine große Frage geschieht, die sie nicht beantworten können, die sich allein fühlen im Haufen derer, die Menschen heißen: solche Seelen würden eine Religion schaffen, wenn sie keine vorfänden, und in jede vorgefundene Gotteslehre werden sie die Religion ihres von himmlischer Sehnsucht entbrannten Herzens legen. Ein solcher Mensch war Plutarch. Es belebte ihn, wie es allen ähnlich gestimmten Menschen geht, bei jener himmlischen Offenbarung, die sich in der Sehnsucht seines Herzens kund that, das Verlangen auch außer sich, was er in sich schaute, bestätigt zu sehen, darum legte er sein ganzes volles Herz in die Religion seiner Väter und nahm es dann daraus wieder. Anklänge zu allem, was er fühlte und ersehnte, waren gewiß in seiner Religion, aber sein Gemüth allein wußte sie zu verstehen und seine Sehnsucht zu einer Harmonie zu verbinden. Wie würde er erst beseeligt worden seyn, wenn er mit deutlicher Stimme vernommen hätte: „Ich bin der Weg, die Wahrheit und das Leben!" Dazu kam auch noch bei ihm die Kenntniß der Platonischen Philosophie. Wiewohl er auch hier herausnahm und hineinlegte, was sein Gemüth ihm sagte, so fand er doch so viele verwandte Ideen, an denen er, was dunkel in seinem Herzen lebte, zur Klarheit entwickeln konnte. Von ihm dürfen wir daher nicht auf andere schließen, wie wir dies leider auch in der Geschichte sehen, wo wir keinen zweiten Plutarch finden. Wer weiß indeß, ob nicht ein zweiter Plutarch in der Seele manches Schneiders, Gerbers oder Schusters unter den Griechen lebte, welcher unbekannt vor seinen Mitmenschen, die Sehnsucht nach dem Lichte mit hinübernahm, dahin, wo er sie stillen konnte. —

Wie alle anderen verderblichen Würkungen des Heidenthums, so sehen wir auch den Unglauben und Aberglauben nirgend so stark hervortreten, als in den späteren Zeiten der Religion. Denn Anfangs wohnte derselben noch jener heiligere alterthümliche Geist bei, sie war noch einfach und die Menschen, die sie hatten, waren einfach. Da sie aber bloß auf Ueberlieferung beruhte, mußte sie, wie alle Religion, die nur auf Ueberlieferung und nicht auf einer stets erneuten Ausgießung des Geistes Gottes beruht, die nicht auf die Wiedergeburt und den darin lebendig erfahrenen Eintritt Gottes ins menschliche Herz gegründet ist, allmälig an Kraft und Würksamkeit verliere. Zu Christi Zeit ging sie in schnellem Sinken ihrem Ende zu, und wie unmöglich es gewesen wäre, ihr durch äußere Mittel aufzuhelfen, zeigte der vergebliche Versuch der Neu-Platoniker und Julians. Die Zeit des Stückwerks war vorüber,

das Vollkommene war in die Welt getreten. Daher müssen wir auch die Einflüsse des Heidenthums in dieser Zeit besonders kennen lernen. Auf die Zeiten des Verfalls des Christenthums kann aber eine ähnliche Verfahrungsweise nicht angewendet werden, weil einerseits das Christenthum nach seinem wahren Charakter nur aus der unsichtbaren Kirche der Wiedergeborenen erkannt seyn will, andrerseits auch gerade in solchen Zeiten des Verfalls eine lebendige Gegenwürkung entstand, und von innen heraus eine Umgestaltung erfolgte, welche wieder zu der alten ursprünglichen Reinheit zurückleitete. — Da nun im Verlauf der Zeit einerseits das Heidenthum immer mehr Zusätze und Verunstaltungen empfing, so gab es immer mehr Nahrung dem Aberglauben, da auf der andern Seite die Verstandesbildung und Geschmacksbildung bei Vernachlässigung des Gemüthes und Herzens immer mehr stieg, so wurde auf diese Weise der Unglaube immer mehr befördert, in Griechenland sowohl als in Rom, nur daß Rom diese Perioden schneller durchlief.

Betrachten wir zuerst die Verirrungen jener Zeitalter bald nach Christi Geburt in Bezug auf Aberglauben und Unglauben, wie sie sich in der damaligen Gestalt der Philosophie aussprechen. In der Philosophie zeigt sich hier eine ganz neue Erscheinung. Die Systeme, welche der menschliche Geist über göttliche Dinge und den Grund der Wesenwelt aufzustellen pflegt, hatten ihren Kreislauf vollendet. Wiewohl die Drangsale dieser Zeit, die Stürme des politischen Lebens, der Druck der tyrannischen Fürsten bei Vielen die Lust schwächen konnte über die höheren Angelegenheiten nachzudenken, und sie ins Treiben und die Unruhe des alltäglichen Lebens herabziehen mochte, so gab es doch auch Manche, welche gerade bei der Gefährdung und Zertrümmerung aller bürgerlichen Existenz, bei der Auflösung des allgemeinen Zustandes der Dinge, bei dem Verlust der Ihrigen sich getrieben fühlten, in die Einsamkeit sich zurückzuziehn und bei den Wissenschaften und Studien Trost und Beruhigung zu suchen. Andere auch gab es unter den Heiden, welche durch das immer weiter um sich greifende Christenthum zum Forschen über göttliche Dinge sich aufgefordert fühlten, um darüber Klarheit zu erhalten. Bei weitem die Meisten von denjenigen, welche durch diese ersteren Beweggründe zur Philosophie getrieben wurden, fanden in keinem der bestehenden Systeme genügende Befriedigung. Sie sahen in jedem nur einzelne Wahrheiten zerstreut, sie griffen daher diese überallher zusammen, wo sie sie fanden, und auch damit noch nicht zufrieden, eigneten sie sich auch aus den bestehenden Religions-Ueberlieferungen nicht bloß ihres Volkes, sondern aller Nationen, aus den Mysterien und

Priesterlehren, alles zu, was irgend ihrer Erkenntniß oder ihrem Herzen ansprechend war. Das Lehrgebäude, welches auf diese Weise entstand, ist unter dem Namen des Eklekticismus bekannt. Dieser Eklekticismus nahm aber eine ganz eigenthümliche, abergläubische Richtung an. — Das Christenthum kündigte dem Menschen, welcher immer mehr geneigt ist durch Autorität und Erfahrung als durch abstrakte Argumentationen sich überzeugen zu lassen, eine neue Lehre an, als deren Beglaubigung es sich auf die göttliche Autorität dessen, der sie verkündete, nebst den diese Verkündigung begleitenden außerordentlichen Begebenheiten berief, und zugleich den Menschen auf sein eignes Herz verwies, wo er die Erfahrung ihrer Göttlichkeit machen könne. Das Christenthum verkündete ferner mit siegendem Nachdruck das Daseyn einer höheren in diese Welt eingreifenden Geisterwelt und eine Versöhnung und Vereinigung, die zwischen dem sündigen Menschengeschlechte und der heiligen Gottheit geschehen sei, woran ein Jeder, der das Bedürfniß fühle, Theil haben könne. Diese der Heidenwelt neuen Ideen brachten einen großen Eindruck hervor bei allen, welche sie verkündigen hörten. Es regten sich unter gebildeten und ungebildeten Menschen Bedürfnisse, die vorher geschwiegen hatten. Ein dunkel gefühltes Verlangen nach einer außerordentlichen, göttlichen Belehrung, und nach einer Vereinigung und nähern Verbindung mit der Gottheit und der selbständigen Geisterwelt bemächtigte sich vieler Gemüther. Diejenigen, welche über die Verderbniß der sittlichen Natur und deren allein wahre Heilung sich nicht täuschten, kamen zur Gemeinde der Christen und empfingen dort mehr als sie erwartet hatten. Viele Andere gab es aber auch, die entweder aus träger Gewohnheit, oder aus versteckter Abneigung vor der wahren demüthigen Buße, jene dunkel gefühlten Bedürfnisse nicht recht zum Bewußtseyn brachten, sondern bald dieselben mit dem Heidenthum in Verbindung zu setzen suchten. Sie suchten nämlich im Heidenthum ein Nachbild von den himmlischen Gütern aufzustellen, welche das Christenthum den Menschen darbot, und es zeigt sich hier deutlich, wie verderblich überhaupt alle Nachäffungen der Wahrheit sind. Die von jenem Streben geleiteten Männer stellten, da sie keine wahren alten Religionsurkunden in geistigerem Sinne besaßen, die falschen, untergeschobenen Schriften des Hermes Trismegistos, untergeschobene Schriften des Orpheus und anderer Männer des Alterthums als solche auf. So schufen auch sie sich eine Autorität des Alterthums, auf welche sie sich berufen konnten. Es ist auch der Autoritätsglaube keinesweges völlig zu verwerfen, da ja der Mensch das Bedürfniß fühlt in Gemeinschaft mit Andern eine himmlische Ueberzeugung zu haben,

wenn nur dabei die Selbstthätigkeit nicht ausgeschlossen wird. Da ferner, wie wir gesehn haben, schon vorher eine geistigere und tiefere Auslegungsweise der Griechischen Sagen gewöhnlich worden war, so wandten die eklektischen Philosophen dieser Zeit dieselbe auch auf die ohne jenen tieferen Sinn schreibenden Dichter des Alterthums unter ihrer Nation an, sie legten den Worten des Homer, des Hesiodus eine speculative Bedeutung unter, welche, genau genommen, doch nur den von ihnen aufgenommenen und in ihre Werke verwobenen Mythen zukommt, und hatten so ebenfalls alte nationale Schriften voll hoher Weisheit, wie sich deren die Juden und durch die Juden die Christen rühmten. Endlich, da sie mißkannten, daß der Faden, der die Menschen an den Himmel ursprünglich knüpfte, nicht äußerlich, sondern im tiefsten Innern des Herzens abgerissen ist, suchten sie denselben wieder äußerlich anzuknüpfen. Was vorher das Volk in dunklem Gefühl der das Menschengeschlecht belastenden Schuld zur Sühnung unternommen, Opfer, Reinigungen, asketische Bußübungen, das brachten die Eklektiker der spätern Zeit in Systeme und suchten es philosophisch zu begründen. Und da auch das Bedürfniß nach näherer Kenntniß und Anschauung des Göttlichen zu befriedigen war, ersannen sie entweder, wie die früheren Neu-Platoniker, eine mystische, intellectuelle Anschauung, wodurch der Mensch sich hinaufsteigern sollte bis zum Anschauen der Gottheit, oder, wie die spätern Neu-Platoniker, brachten sie die Magie und Theurgie in ein System, lehrten die Kunst, Götter und Dämonen herniedersteigen zu lassen zu den Menschen, oder die abgeschiedenen Geister zur Wiederkehr zu zwingen, um die Geheimnisse der Geisterwelt zu erkunden. Hören wir einige Züge aus dem Leben eines der besseren Repräsentanten jenes Strebens, des Neu-Platonikers Proklus, die uns das Gesagte bestätigen. Sein Lebensbeschreiber Marinus erzählt von ihm Folgendes[1]): „Er studirte besonders die Orphischen und Hermetischen Schriften. Nach der Sitte der asketischen Orientalen aß er nie Fleischspeisen, oder wenn er dazu durch seine Gesundheit genöthigt war, nur sehr wenig. Er verrichtete die Reinigungen an den monatlichen Festtagen der Phrygischen Götter-Mutter, er beobachtete die Aegyptischen geheiligten Tage strenger, als es selbst in Aegypten gewöhnlich war. Auch die Neumonde feierte er prächtig und mit Andacht. Er beobachtete die Feste und religiösen Handlungen fast aller Völker, nahm aber dabei nicht Gelegenheit zur Faulheit und Unmäßigkeit, sondern wie

1) Marinus Vita Procli, ed. Boissonade, Lips. 1814 c. 19. 22. 23, 24. 32.

fleißig er im Beten und Verfassen von Hymnen gewesen sei, zeigen seine Lobgesänge nicht bloß auf die Griechischen Götter, sondern auch auf ganz fremde Schutzgötter, den Marnas von Gaza, den Aeskulap von Askalon, den Thyandrites von Arabien. Denn er sagte, es gebühre einem Philosophen nicht irgend einer Stadt und irgend einer Gegend Priester zu seyn, sondern Hierophant der ganzen Erde. — Schon am frühen Morgen pflegte er sich mit Verfertigung von Hymnen zu beschäftigen, selbst wenn er in der Nacht aufwachte, betete er zu den Göttern. Auch unterließ er nie, zur aufgehenden, auf dem Gipfelpunkt stehenden und untergehenden Sonne zu beten. Er hatte daher auch öfters Götter-Erscheinungen und bedeutsame Träume, es erschien ihm Pallas, Aeskulap und selbst ausländische Götter. Wenn er lehrte, leuchtete er ganz. Als einst Rufinus, ein angesehener Mann, zu ihm kam und ihn lehren hörte, erblickte er während seiner Auslegungen eine Flamme auf seinem Haupte. Als Proklus geendet, eilte er daher auf denselben zu und betete ihn göttlich an. Selbst Regen konnte er durch seine Gebete und Beschwörungen herbeiführen, Erdbeben beschwichtigen u. s. w." Eben so viel Schönes, aber auch eben so viel abgeschmackte Erzählungen kann man in dem von Eunapius beschriebenen Leben des Jamblichus lesen. Jamblichus schwebte beim Gebet 10 Fuß über der Erde; Maximus, der Lehrer des Kaisers Julian, citirte Geister; Heraiskus [1]) wurde von denjenigen Göttern umschwebt, mit denen seine Seele eben Umgang gehabt hatte — solche Verkehrtheiten konnten die Mehrzahl der Philosophen der damaligen Zeit für göttliche Wahrheit ausgeben.

Auf der andern Seite finden wir bei den Meisten, welche unter den Philosophen jenem Aberglauben nicht anhingen, den allergrößten Unglauben. Schon gegen die Zeit von Christi Geburt hin hatten die Epikuräer besonders sich im Römischen Reiche auszubreiten angefangen. Cicero klagt, daß von allen Sekten der Weltweisen diese die allerauffallendsten Fortschritte mache, und sich die meisten Anhänger gewinne [2]). Cicero selbst aber schließt nicht nur sein Buch de natura Deorum so, daß vom Daseyn der Götter bloß die Wahrscheinlichkeit prädicirt wird, sondern im Buche de Inventione [3]) sagt er geradezu, die Philosophie könne die jenseitige Belohnung und Bestrafung nur unter die Probabilia rechnen. —

1) Suidas Lex art. Ἡραΐσκος.
2) Cicero de finibus bonor. et malor. l. I. c. 7. l. II. c. 14. Tuscul. l. V. c. 10.
3) Cicero, de Inventione l. I. c. 29.

Neben den Epikuräern erhoben sich damals die **Kyniker** und verbreiteten sich überall hin. Der Kynismus, besonders in der Gestalt, wie er damals auftrat, mußte den Rest von Gottesfurcht und Sittlichkeit, der noch unter dem Volke war, vollends vernichten. Es ging derselbe nämlich hervor aus dem Uebermuthe und der Selbstsucht in ihrer niedrigsten Gestalt. Der Kyniker jener Zeit erkannte das Eitle aller menschlichen hochgepriesenen Lebensverhältnisse an, er bemerkte, daß der Jammer und das Elend dem Menschen überall hin folgt, und selbst das Familienleben vergällt; aber anstatt mit dem Leben ernstlich zu ringen, statt einen bessern Geist in die bestehenden Verhältnisse zu bringen, statt liebevoll die Mängel des Lebens zu mindern, dem Bedrückten hülfreich beizustehen, zog er sich vornehm aus allem Bestehenden zurück, gab alle menschlichen Beziehungen zu Menschen auf, verschmähte Vaterland, Freundschaft, Gattenfreuden, und suchte seinen Trost in einer selbstgefälligen Bestialität. Halb nackend sah man diese thierischen Menschen mit einem großen Knüttel und einem Brotsack umherziehen, die thierischen Bedürfnisse der menschlichen Natur vor Aller Augen verrichten[1]), mit grober Ungezogenheit sich unter die Volkshaufen drängen, und hier als Weisheitslehrer auftreten, nicht aber in einer geordneten Rede, sondern in abgerissenen Worten gemeines Spottes und Spaßes, worüber der Pöbel laut auflachte, wodurch aber Keiner gebessert wurde. Durch die pöbelhaftesten Schmähreden, mit denen sie sich als eine Art Lustigmacher zu den Großen drängten, erpreßten sie auch oft von diesen Geschenke, und wenn sie sich auf solche Weise reich gemacht, verließen sie dann ihre kynische Lebensweise [2]). Zu dieser Klasse von Leuten schlugen sich daher auch Handwerker, Gerber, Salbenhändler u. a., um so auf eine leichte Art ihr Glück zu machen, wie Lukian namentlich bemerkt. Und wie überall Aberglaube und Unglaube nahe an einander streift, so kann man auch hier bemerken, wie der Kynismus, der alle Magie, alle tiefer gehen wollende Religionserkenntniß verwarf, und recht eigentlich ein Feind des Neu-Platonismus war, dennoch einen Berührungspunkt mit diesem hatte. Die gänzliche Verachtung der bestehenden Lebensverhältnisse, die der Kyniker ausübte, schien den Platonischen Theosophen etwas so Großes, auch glaubten sie darin eine orien-

---

1) Gräuliche Beispiele von der Bestialität dieser Menschen giebt August. de Civ. Dei. l. XIV. c. 20.

2) Lukian giebt am Besten die Züge zu diesem Gemälde der nichtswürdigen Kyniker. Lucian Fugit. ed. Reitz III. p. 371 – 383. Vit. Auct. I. p. 351. Desgleichen sprach gegen dieselben und stellte das Bild eines wahren Kynikers auf Julianus Orat. VI. et VII. adv. Pseudo-Cynism.

talische Askese zur Vorbereitung für die Contemplation zu finden. — Neben diesen Kynikern und Epikuräern von der einen und neben den Neu-Platonikern von der andern Seite erhielt sich auch immer noch eine kleine Anzahl Stoiker. Viele waren es indeß nicht, theils war dazu das Zeitalter zu schlaff, theils wurde auch der Stoicismus wegen der Energie, zu welcher er erweckte, von den weibischen Höflingen für staatsgefährlich gehalten. Daher der Stoicismus öfter zur politischen Verdächtigung gebraucht wurde [1]). Die Stoiker konnten allerdings noch eher einiges Interesse für die Religion verbreiten — vom Werthe ihrer Philosophie soll nämlich hier die Rede nicht seyn — allein wenn sie auch eine größere Achtung für die Götter hegten (die ihnen freilich nur Maschinen des Fatums waren), so war doch die Trostlosigkeit ihrer Ueberzeugung vom Leben jenseit des Grabes desto abschreckender. Diese Trostlosigkeit gesteht Seneca selbst ein, wenn er [2]) sagt: „Einst schmeichelte auch ich mich mit der Erwartung des Jenseits, indem ich Anderen glaubte. Ich sehnte mich damals nach dem Tode, quum subito experrectus sum et tam bellum somnium perdidi!" —

Waren nun, wie wir gesehen haben, die Gebiete der Philosophie durch und durch vom Aberglauben und Unglauben durchdrungen, wie viel mehr mußten diese beiden Feinde der wahren Erkenntniß das Volk und überhaupt die Laien sich unterwerfen [3]). — Schon vor Christi Geburt scheint der Glaube an das jenseitige Leben sich unter den vornehmen Römern verloren zu haben. Cäsar bekennt im Senat, daß der Glaube an jenseitige Fortdauer fabelhaft sei, jenseit sei weder Freude noch Leid zu erwarten [4]). Cäsar sprach aus: ultra nec curae neque gaudio locum esse. Cato billigte höchlich diese Worte: „Schön und trefflich hat C. Cäsar kurz vorher in dieser Versammlung über Leben und Tod gesprochen, indem er, wie ich glaube, für falsch erklärte, was von der Unterwelt erzählt wird, daß nämlich die Bösen fern von den Guten schreckliche, unbebaute, graunhafte und scheußliche Orte bewohnten." — Eine vor-

---

1) Tacitus Annal. l. XIV. c. 57. l. XVI. c. 22.

2) Seneca Ep. 102.

3) Auszuzeichnen ist hiebei eine sehr schöne Bemerkung Aelians. (Aelianus Histor. Variarr. l. II. c 31): „Wer sollte nicht die Weisheit der Barbaren loben? Von diesen hat nie Einer am Daseyn Gottes oder an der Fürsorge für das menschliche Geschlecht gezweifelt, wie manche Philosophen der Griechen. Sie haben stets einfach die Götter geehrt, opfern ihnen, stellen die Reinigungen an, haben ihre Mysterien, so daß klar wird, daß sie gar nicht an ihnen zweifeln." —

4) Sallust. Bell. Catilin. c. 51. 52.

treffliche und sehr merkwürdige Aeußerung des Livius, welche den Unglauben seiner Zeit treffend bezeichnet, und noch auf so manche andere Zeiten passen möchte, ist die, welche er bei der Erzählung der durch die Religion beigelegten Streitigkeiten wegen der lex Terentilli thut [1]): „Damals war aber noch nicht jene Geringschätzung gegen die Götter eingebrochen, welche im jetzigen Zeitalter herrscht. Damals legte sich noch nicht nach willkührlicher Interpretation ein Jeder Eid und Gesetze nach seinem Gutdünken aus, sondern seine eigne Sitten richtete er vielmehr nach den Gesetzen." Auch gehört hieher das Zeugniß des Juden Philo (im Jahre 40 nach Christo), welcher über die Menge Atheisten und Pantheisten seiner Zeit klagt und sie bestreitet [2]). — Wie traurig ist das Geständniß eines so großen Mannes wie Plinius d. Ä., welches er in seiner Naturgeschichte über seinen Unglauben ablegt [3]): „Irridendum vero agere curam illud, quidquid est summa. Anne tam tristi et multiplici ministerio pollui credamus dubitemusne? Vix prope est judicare, utrum magis conducat generi humano, quando aliis nullus est Deorum respectus, aliis pudendus. Invenit tamen inter has utrasque sententias medium sibi ipsa mortalitas numen, quo minus etiam plena de Deo conjectatio esset. Tota quippe mundo et locis omnibus omnibusque horis omnium vocibus fortuna invocatur .... Adeoque ut Sors ipsa pro deo sit, quo Deus probatur incertus .... Quae singula inprovidam mortalitatem involvunt, solum ut inter ista certum sit, nihil esse certi, nec miserius quicquam homine nec superbius. Caeteris quippe animantium sola victus cura est, in qua sponte naturae benignitas sufficit, uno quidem vel praeferendo cunctis bonis, quod de gloria, de pecunia, ambitione, superque de morte non cogitent. Verum in his Deum agere curam rerum humanarum credi, ex usu vitae est: poenasque maleficiis aliquando seras occupato Deo in tanta mole, numquam autem irritas esse, nec ideo proximum illi genitum hominem, ut vilitate juxta belluas esset. Imperfectae vero in homine naturae praecipua solatia, ne Deum quidem omnia posse. Namque nec sibi potest mortem consciscere si velit quod homini dedit optimum in tantis vitae poenis,

1) Livii Histor. l. III. c. 20.
2) Philo ed. Pfeiffer T. I. l. 3. Allegoriar. p. 263.
3) Plinii Hist. Natur. l. II. c. 7.

nec mortales aeternitate donare ect. per quae declaratur haud dubie naturae potentia, idque esse quod Deum vocamus." — Diese so zu sagen grollende Wehmuth des ein edles Sehnen des Herzens nach einem besseren Glauben besitzenden, dasselbe aber durch Stolz unterdrückenden Mannes hätte einen niedriger Gestimmten gerade zum Kynismus geführt, um wenigstens, so weit es dem Menschen gestattet ist, in das Geschlecht der Thiere zurückzutreten.

Den Unglauben solcher Männer, wie Strabo, Polybius, haben wir schon oben Gelegenheit gehabt kennen zu lernen. Auch Pausanias bezeugt an mehren Stellen von sich, obwohl er die Sagen seiner Religion anführe, habe er doch keinen Glauben daran, gewöhnlich schenke man ihnen nur deswegen einigen Glauben, weil man sie schon von Jugend auf habe beständig erzählen hören [1]). Viele Römer in der Kaiserzeit mögen auch durch die ästhetisch-rhetorische Bildung zum Unglauben verleitet worden seyn, da der nur ästhetisch und rhetorisch Gebildete gewöhnlich einen ernsteren Forschungsgeist verliert, und über höhere Dinge auf eine flache Art abspricht. So schildert uns die ungläubigen Römer seiner Zeit Arnobius [2]): „Weil ihr die Worte gehörig zu beugen wißt, weil ihr Barbarismen und Solöcismen vermeidet, weil ihr eine wohlgeordnete Rede aufsetzen oder beurtheilen könnt, glaubt ihr auch zu wissen, was falsch und was wahr sei, was geschehen könne, was nicht, was das Wesen himmlischer und irdischer Dinge sei." — Auch Theodoret [3]) klagt darüber, daß so viele Halbgelehrte von den Heiden sich nicht um die barbarische Weisheit des Christenthums bekümmern wollen, während die wahren Weisen vor Alters in allen Ländern umhergereist seien, um noch weiser zu werden." — Diesen Charakter der ungläubigen, flachen, ästhetischen Halbgelehrsamkeit lernen wir theils aus Lukians Spottgemälden kennen [4]), theils auch haben wir ein lebhaftes Bild davon im Kaiser Hadrian. Dieser Mann, welcher einerseits eine große Deisidaimonie besaß, wie unter andern Pausanias belegt [5]), andrerseits die lächerlichste Halbgelehrsamkeit, giebt von seiner ästhetischen Richtung und seinem damit verknüpften Unglauben einen lächerlichen und zugleich traurigen Beweis durch jene letzten Verse, die er bei seinem Tode aussprach [6]).

1) Pausaniae Descriptio Graeciae l. I. c. 3. l. II. c. 57.
2) Arnobius adv. Gentes. Paris 1605. ed. Heraldi l. II. p. 57.
3) Theodoreti Opp. ed. Hal. T. IV. p. 696.
4) Z. B. Lukians Lexiphanes, und Quomodo conscribenda sit historia.
5) Pausaniae Graeciae descript. l. I. c. 3.
6) Scriptores Historiae Augustae. Parisiis 1620. Vita Hadr. c.

Es war nicht zu erwarten, daß nicht auch das niedrige Volk von dieser Seite des Unglaubens angesteckt werden sollte. Servius in einem Scholion zu Virgils Aeneis[1]) bemerkt ausdrücklich, der Unglaube sei unter Hohen und Niederen auf gleiche Weise verbreitet. Bekannt sind die Verse des Juvenal[2]):

Esse aliquos manes, et subterranea regna,
Et catum, et Stygio ranas in gurgite nigras,
Nec pueri credunt, nisi qui nondum aere lavantur.

Eben so sagt Seneca[3]): Keiner sei mehr so sehr Kind, daß er noch zu beweisen habe, daß es keinen Cerberus oder Tartarus gebe. Bei Lukian[4]) disputirt vor dem Pöbel ein Epikuräer und ein Stoiker über die Vorsehung. Der Volkshaufe hörte dies gern an und neigte sich auf die Seite des Epikuräers. Es darf uns auch gar nicht wundern, wenn mit den Mythen über die Unterwelt das Volk auch zugleich allen Gläuben an Fortdauer aufgab, denn in dieser Hülle allein vermochte es jenen Glauben festzuhalten. Sehen wir doch auch, daß die heidnischen Philosophen, sobald sie von dem religiösen Glauben an die Unterwelt abließen, bloß zu einer pantheistischen Lehre von der Fortdauerung kamen. Ueberdies waren zu jener Zeit auch die Wissenschaften schon zum Volke vorgedrungen. Quinctilian der Redner bemerkt in einer Stelle[5]): „Selbst unter unseren Landleuten sind nur Wenige, die nicht etwas von den natürlichen Ursachen der Dinge wüßten, oder zu erfahren suchten." — Wie wäre es also möglich gewesen, auch die Ergebnisse des Unglaubens, welche die Philosophien darboten, dem Volke vorzuenthalten? — Ein anderes Beispiel, daß damals gerade wie in der sogenannten Aufklärungsperiode Deutschlands von den Zweifelnden mit der Menge des Aberglaubens auch aller Glaube weggeworfen wurde, giebt uns eine Aeußerung des Firmicus Maternus, welcher in der Vorrede zu seinen astronomischen Werken[6]) sagt: „Es giebt Einige, welche in unserer Zeit selbst die Mathematik in Zweifel ziehen und

---

23; Animula vagula, blandula, Hospes comesque corporis. Quae nunc abibis in loca, Pallidula, rigida, nudula, Nec ut soles dabis jocos. —

1) Servius ad Aeneid. XI. v. 755.
2) Juvenal Satyr. II. v. 149.
3) Seneca Ep. 24.
4) Lucianus Jupiter Tragoedus c. 17. T. II. ed. Reitz p. 149.
5) Quinctiliani Institut. l. II. c. 2.
6) Julius Firmicus Maternus, Astronomicon libri VIII. Basileae 1533. p. 2.

ihre Unzuverlässigkeit aus den Geständnissen der Mathematiker zu beweisen suchen. Je heftiger diese kämpfen mögen, desto mehr bestätigen sie die Wahrheit der Astrologie. Denn sie wäre eben nicht wahr, wenn man nicht mit so heftigen Gründen sie bestritte. Doch darf dies bei diesen Leuten nicht Wunder nehmen, da wir wissen, wie allgemein auch unter ihnen die Zweifel über die Götter sind.“ —

Während nun von dieser Seite auch die Gebildeten und ungebildeten Laien von dem Unglauben ihrer Zeit sich bethören ließen, warf sich ein andrer Theil der Nation, und wahrscheinlich der größere, dem grenzenlosesten Aberglauben in die Arme, wie dies schon von den Philosophen geschehen war. Die erste Würkung dieses Aberglaubens war, daß man sich nicht mehr mit den einheimischen und Griechischen Göttern begnügte, sondern die Götter aller Länder nach Rom brachte und verehrte, gleich als wenn, wie Augustinus sich ausdrückt, die immer mehr angewachsene Masse des Staates um so viel mehr Hüter bedürfte, um sie zusammen zu halten [1]). Die Menschen fühlten dunkel das Unbefriedigende ihrer eignen Götter, sie glaubten dieses durch die Menge derselben ersetzen zu können, je fremder dabei die Gottheit war, desto mehr versprachen sich die überreizten Gemüther davon. In dieser Sucht nach fremden Gottheiten gaben die Großen und Kaiser selbst das verderblichste Beispiel. Germanicus und Agrippina hielten sich besonders an Aegyptische Götter [2]). Eben so Vespasian [3]). Nero verachtete alle andern Götter mit Ausnahme der Dea Syra. Aber auch über diese erzürnte er sich hernach, so daß er sie selbst mit seinem Urin befleckte [4]). Marcus Aurelius ließ die Priester aller fremden Völker und Götter zusammenbringen, um beim Einfall der Marcomannen dem Römischen Reiche Hülfe zu erflehen [5]). Commodus ließ sich in die Mysterien der Aegyptischen Isis und des Persischen Mithras einweihen [6]). Severus verehrte besonders den Aegyptischen Serapis [7]). Ca=

1) Daher nennt Arnobius adv. Gentes l. VI. Rom numinum cunctorum cultrix und da Athenaeus Rom einen Inbegriff des ganzen Erdballs (ἐπιτομὴ της οἰκουμένης) genannt hatte, gab Theodoret ihm witzig den Namen eines Inbegriffs alles Aberglaubens (ἐπιτομὴ πάσης δεισιδαιμονίας). Früher war auch schon eine solche Vermischung der verschiedenen Gottheiten eingerissen, allein durch Senats Verbot unterdrückt worden. (Livius Histor. l. XXV. c. 1.)

2) Tacit. Annal. l. II. c. 54. 59.

3) Tacit. Hist. l. II. c. 78. l. IV. c. 82.

4) Sueton. Vita Neronis c. 56.

5) Capitolinus Vita M. Aurelii c. 13.

6) Lamprid. Vita Commodi c. 9.

7) Spartianus Vita Severi c. 17.

racalla am meisten die Aegyptische Isis; Heliogabalus die Syrischen Gottheiten, wollte aber auch Priester der Jüdischen, Samaritanischen und Christlichen Religion werden [1]). Eben hieraus hat man sich auch zu erklären das Ueberhandnehmen des Judenthums in dieser Zeit, so daß Seneca [2]) sagt, das Judenthum habe so zugenommen, „daß die Besiegten fast den Siegern Gesetze gäben." An die unglücklichen Heiden, welche in der Unruhe ihres Herzens bald in die Heidentempel, bald in die Synagogen liefen, hält eine rührende Anrede ein einfacher, ungebildeter Christ, der am Ende des dritten Jahrhunderts eine Art Apologie schrieb, der Afrikaner Commodianus [3]): Sie möchten doch nicht in der Unruhe ihres Herzens dort Ruhe suchen, der wahre Frieden der Seele könne ihnen nur bei Christo zu Theil werden. — Da auf diese Weise die Zahl der Götter immer mehr stieg, so war es natürlich, daß auch die abergläubische Verehrung derselbigen und die Menge der Priester, der Tempel, der Ritus über alles Maaß über Hand nahm. In allen Gegenden Italiens zogen Priester der Dea Syra, der Isis, des Mithras, des Osiris, des Serapis umher, welche besonders die Künste der Wahrsagung übten, und überall mit Orakeln auftraten. So sagt beim Lukian [4]) Momus zum Jupiter: „Du weissagender Apoll wirst nicht mehr allein gefeiert, sondern jeder Stein und jeder Altar spricht Orakel, jeder mit Oel begossene Stein, der bekränzt ist und einen Taschenspieler (γόης) bei sich hat, wie es jetzt so viele giebt. Des Athleten Polydamas Statue heilt zu Olympia die Fieberkranken, des Theagenes Bildsäule in Thasus; dem Hektor opfert man in Ilium, dem Protesilaus gegenüber vom Chersones. Seitdem wir nun an Anzahl so zugenommen haben, ist destomehr der Meineid eingerissen und der Tempelraub, uns aber (die alten Götter) verachtet man gänzlich." — Je größer auf der einen Seite die abscheulichste Lasterhaftigkeit war, desto mehr überließ man sich auf der andern Seite dem abgeschmacktesten Aberglauben, um das Gewissen zu beruhigen und die Götter zu sühnen. Die ausgelassensten Wüstlinge unterwarfen sich schmerzhaften Kasteiungen, Verunstaltungen ihres Körpers, strengen Fasten, bedeutenden Opfern [5]). Malerisch be-

---

1) Lamprid. Vita Heliogab. c. 3. 7.

2) Seneca in einem Bruchstücke seines Buchs De superstitione bei Aug. de civit. Dei l. VI. c. 11.

3) Commodiani Instructiones adv. Gentium Deos Tulli 1630. No. 24.

4) Lucianus ed. Reitz Vol. III. p. 534. in Deorum Consilio.

5) Seneca Fragm. ap. August. de Civit. Dei l. VI. c. 10.: „Ille viriles sibi partes amputat, ille lacertos secat. — Tantus est pertur-

schreibt die verschiedenen Arten der Gaukler und abergläubischen Anstalten bei den vornehmen römischen Frauen Juvenal[1]): „Jetzt tritt zu ihr herein eine Schaar entmannter Priester der phrygischen Göttermutter, ihr Vortreter warnt mit lauter Stimme vor der Krankheitbringenden Ankunft des rauhen Septembers; wofern nicht mit hundert Eiern sie sich sühne, und aus ihrer Kleiderkammer ihm gleich so viel gebe, daß die Uebel des ganzen Jahres abgewendet würden. Dreimal des Morgens wird sie ihr Haupt in dem Strome der Tiber baden, und mit wund geriebenen Knien den Campus Marcius umkriechen. Wenn ihr die Aegyptische Isis im Traume gebietet, wird sie nach Aegypten eilen, vom Nile Wasser holen und dies in den Isis-Tempel gießen. Dort schreitet der Isis-Priester daher in weißem Gewande, welcher um Vergebung zur Göttin fleht, wenn das Weib in den heiligen Tagen der Göttin vom Ehebett sich nicht enthielt, eine große Gans und ein dünner Kuchen wird in den Tempel geliefert. Geht Jener hinweg, so nahet der Jude und lispelt schüchtern seine Bettelei ins Ohr, indem er die Jüdischen Lehren verkündigt. Drauf tritt der Comagenische Haruspex herein, welcher aus der Lunge einer noch warmen Taube eine reiche Erbschaft oder einen zarten Liebhaber weissagt. Doch den Chaldäern wird noch mehr Glaube geschenkt und den Weissagern des Jupiter Ammon. Am meisten aber den Astrologen, diese fragt sie über den Tod des Gatten und warum so langsam ihre gelbsüchtige Mutter sterbe. Will sie ein paar Schritte ausfahren, so wird das Buch befragt (durch Aufschlagen zufällig sich darbietender Stellen aus Virgil o. a.), juckt der etwas geriebene Winkel des Auges, so wird das Horoskop gestellt und danach wird Augensalbe gefordert. Liegt sie krank, so ist keine Stunde zum Speise-Nehmen bequemer, als welche der größte Astrolog Aegyptens Petosiris gerathen. Ist sie unbemittelt, so wird sie auf den Circus eilen, das Loos ziehen und aus Stirn und Hand sich ihr Schicksal verkünden lassen. Den Reicheren giebt der Phrygische Augur und der Hetruskische Blitzkundige Aufschluß über die Zukunft. Die Künste der Giftmischerinnen wissen dem Weibe Kinder abzutreiben, sie wissen unfruchtbar zu machen, die Männer in Wahnsinn oder Blödsinn zu versetzen, oder auch den langsamen Tod ihnen

batae mentis et sedibus suis pulsae furor, ut sic Dii placentur, quemadmodum ne homines quidem saeviunt. Se ipsi in templis contrucidant, vulneribus suis ac sanguine supplicant.“

1) Juvenal Satyr. VI.

zu bereiten." — Aus dem Leben gegriffen ist auch die Schilderung der abenteuerlichen Isis-Processionen, des dabei stattfindenden Volksjubels und der Einweihung in die Mysterien mit allen dabei vorkommenden Ritus und Gaukeleien, bei Apulejus [1]). — Auch giebt uns Theophrast ein treffendes Gemälde von den abergläubischen Gebräuchen seiner, wiewohl früheren, Zeit [2]). Doch wie sollte man sich über die Masse des Aberglaubens beim gemeinen Volke und in den späteren Zeitaltern wundern, wenn ein Mann wie Augustus, der Kaiser Roms, sich fürchten konnte, in der Nacht allein zu seyn, wenn er, wie ein Kind, vor Blitz und Donner sich fürchtete, und zauberische Mittel zu deren Abwendung bei sich trug, wenn er erschrak, sobald er am Morgen statt des rechten den linken Schuh zuerst angezogen hatte [3]). — Ganz besonders schädlich würkten die ungeheure Menge Wahrsager, Zeichendeuter, Blitzkundige, Sterndeuter, Handwahrsager, Todtenbeschwörer ein, welche alle der unbändigen Lust des Volkes dienten, das, von tausend Aengsten und Besorgnissen über die Folgen ihrer eignen Lasterhaftigkeit oder der Verworfenheit Anderer gequält, die Dunkel der Zukunft zu durchschauen verlangte [4]). Durch diese Art des Aberglaubens zeichnet sich überhaupt das Heidenthum aus. Die Indier, Perser, Aegypter, Gallier, Deutsche hatten ihre Weissager, und bei den Griechen und Römern war diese Kunst so ausgebildet worden, daß Fabricius [5]) gegen hundert verschiedene Divinationsarten aufzählt. Unter diesen Leuten gab es schon früh arge, gewinnsüchtige Menschen. Schon Aristophanes spottet über sie [6]), und Thukydides erzählt, wie am Anfange des Peloponnesischen Krieges alles voll Verkündiger der Zukunft war, welche die Gemüther des Volks mit Unruhe und Bangigkeit erfüllten Besonders verderblich wurden sie aber in jenem Zeitalter, indem sie die Gewinnsucht, den Hochmuth, die Wollust der Menschen bis zu einem ungewöhnlichen Grade anflammten. Wir sehen aus Petronius, welchen bestialischen Begierden sie dienten, wie sie die Unterhändler in den allergemeinsten Verhandlungen waren und durch ihre Verheißungen die bösen Lüste erst recht entzündeten. Wollte Einer seinen Vater

---

1) Apuleji Metamorphoses l. XI.
2) Theophrasti Characteres c. 16.
3) Suetonius Vita Augusti c. 78. 90. 91. 92.
4) Tacitus sagt von ihnen (Taciti Hist. l. I. c. 22): Genus hominum potentibus infidum, sperantibus fallax, quod in civitate nostra et vetabitur semper et retinebitur.
5) Fabricii Biblioth. antiquaria p. 593.
6) Z. B. in Aristoph. Aves.

vergiften, sein Weib umbringen lassen, einen Ehebruch begehen, unnatürliche Unzucht treiben, so fragte er diese Leute um Rath, und natürlich spornten sie zu jedem Frevel an, weil es ihr Gewinn war. Die Großen hielten sich selbst für beständig Sterndeuter und Wahrsager in ihren Pallästen. Nero ließ mit einem unermeßlichen Aufwande den Magier Tiridates nach Italien kommen, um ihn über die Zukunft zu befragen, und da der Schatten seiner von ihm ermordeten Mutter, wie er sagte, ihn beständig quälte, ließ er durch Magier auch diesen sich beschwören[1]). Den dunkelreligiösen Trieb zu unterhalten, dazu diente nun zwar die große Menge von Göttern, von religiösen Handlungen, von feierlichen Gelübden doch die rechte und sittliche Richtung ihm zu geben, dazu hätte eine reinere Religionslehre gehört. Nun aber trat jener abergläubige Götterdienst selbst in den Dienst der Laster und Lüste. Wir lesen, daß die Tempel besucht, reichliche Opfer gebracht, Altäre bekränzt, Gebete zu den Göttern gesendet wurden, damit die Götter — Nächte unnatürlicher Wollust angenehm machen möchten, damit sie Vergiftungen begünstigten, damit sie Beraubungen von Wittwen und Waisen glücklich geschehen ließen[2]). In gerechtem Unwillen hierüber sagt daher Seneca[3]): „Denn wie groß ist jetzt der Wahnsinn der Menschen; sie lispeln die abscheulichsten Gebete in die Ohren der Götter. Und horcht ein Mensch mit zu, so schweigen sie. Was ein Mensch nicht wissen soll, das entblöden sie sich nicht, Gott zu erzählen." — Und über das gesammte abergläubige Götzenthum seiner Zeit äußert sich Seneca[4]): „Wenn Jemand mit ansieht, was sie thun, und welchen Dingen sie sich unterwerfen, so wird er für Ehrbare so Unziemliches, für Freie so Unwürdiges, für Vernünftige so Wahnsinniges finden, das Niemand zweifeln dürfte, sie raseten, jetzt sichert ihnen den Ruf der Verständigkeit die große Menge der Wahnwitzigen." — Wenn so der Heide selbst über seine abergläubischen Religionsgenossen urtheilen konnte[5]), wie viel bedauernswerther mußten dieselben sogar dem Geringsten unter den Christen vorkommen, wenigstens so lange, als diese auch in der äußern Kirche noch lebendiger die innere Kirche darstellten. So hören wir

1) Plin. Hist. Nat. l. XXX. c. 2. Sueton. Vita Neronis c. 34.
2) Die Data gewähren die Geschichtschreiber jener Zeit, besonders Petronius, aus jenen Bareyrac zu Pufendorf de Jure Naturae et Gentium §. VI. p. 22.
3) Seneca Epist. 10.
4) Fragm. Senecae ap. Aug. de. Civit. Dei l. VI. c. 10.
5) Tertullian Apologet. c. 12. sagt daher zu den Heiden, er, der Christ, spreche nicht geringer von den Göttern, als schon Seneca gethan habe.

z. B. jenen ungebildeten, sonst sehr schwachen Mann, den wir oben nannten, den Afrikaner Commodianus, die hebetudo saeculi[1]) bemitleiden, und in seiner Einfalt ihre Täuschung vortrefflich aufdecken. —

2. Die Sinnlichkeit[2]).

Da die Religionen des Heidenthums ihren wesentlichen Bestandtheilen nach nichts anders sind, als eine Adoration des Naturlebens, der Hauptproceß aber des Naturlebens der beständige Untergang und die beständige Erzeugung ist, so wurde auf diese Weise der Tod und die Erzeugung ein Haupt-Gegenstand der alten Religionen. Nirgend tritt dies deutlicher hervor, als bei den Indiern. Ein und dasselbe göttliche Urwesen Brahm (dasselbe, das den Erscheinungen der Welt zu Grunde liegt), erscheint als der von neuem Hervorbringende, Brahma; als Gott der Erhaltende, Wischnu; als der aus dem Untergange neu Gebährende, Schiwa. Je weiter indeß diese pantheistischen Culte nach dem leichtblütigeren Abendlande vordrangen, desto seltener wurde die schwermüthige Adoration des Unterganges, desto allgemeiner die Verehrung im zeugenden Naturleben. Fast alle Völker des Alterthums verehrten Gott als Mannweib; oder aber, wenn sie beide Zeugungs-Principe trennen, nehmen sie einen höchsten Gott und eine höchste Göttin als Vermittler alles Entstehenden an. So bei den Aegyptern Osiris und Isis, bei den alten Persern der Androgyn Mitra-Mithras, bei den Vorder-Asiaten Deus Lunus und Venus, Attis und Kybele, bei den Griechen Zeus und Here, bei den alten Deutschen Freir und Freia u. s. w. Wenn dieser Cultus an sich schon Geist und Phantasie in die Sphäre der Sinnlichkeit hineinzog, so umsomehr, da die Symbole dieses Cultus dem Volke zur Schau ausgestellt wurden. Man bildete Anfangs die Göttergestalten mit absichtlich hervorstechenden Schaamtheilen ab, dann wurden die Bilder der Schaamtheile selbst zum

1) Commodiani Instructiones adv. Gentium Deos, No. 17. und No. 22.:

Deludunt vos pauci scelerati vates inanes,
Extricare suam dum quaerunt vitam,
Subornant aliis esse sub mysteria falsum. —
Heu doleo cives sic vos hebetari de mundo
Excurrit alius ad sortes, aves adspicit alter
Balantum cruore fuso, manus inspicit alter
Et cupit audire responsa vana credulus ect.

2) Vgl. Scheibel, Beiträge zur Kenntniß der alten Welt. Bresl. 1806. Th. II.

Gegenstande göttlicher Verehrung erhoben. Der Phallus und die Kteis finden sich in allen Culten als Gegenstände der Anbetung[1]). In Indien finden sich Götterbilder, die auf eine höchst anstößige Weise über und über damit bedeckt sind, einzeln wurden sie zu Hunderten in Riesengröße aufgerichtet[2]). Von den Phallusbildern der Aegypter erzählt uns Herodot Dinge, welche von einer Bestialität zeugen, welche man zur Ehre der Menschheit läugnen möchte[3]). Von denen der Vorder-Asiaten spricht Lukian[4]). Selbst in Amerika, in der Stadt Tlaskala und Panuko, fanden die Spanier die Anbetung der Geschlechtstheile vor[5]). — Bei den Griechen wurden mehre Götter und Göttinnen mit jenem unkeuschen Symbol vorzugsweise abgebildet, Pan, Bacchus, Priapus, Venus, Ceres. Und auch die züchtigen Römer nahmen schon ziemlich früh dergleichen Gebilde auf, wie denn nach Winkelmanns Beschreibung sich die Etruskischen Standbilder nicht weniger durch die wollüstigen und unzüchtigen Attribute auszeichnen. — Doch auch damit begnügte man sich nicht bloß, die Zeugungsglieder öffentlich aufzustellen. Was bei christlichen Völkern in das geheimste Dunkel verborgen wird, zog der Grieche an das Tageslicht und machte es zum Gegenstande eines Religionsvortrages. Die Feste und die Mysterien der Griechen enthielten häufig eine Nachbildung der Geschlechtsvereinigung, und waren voll von Symbolen, Liedern, Gebräuchen, welche in dieses Gebiet gehörten. Die Thesmophorien, die Dionysien, die Feste der Kybele, waren von jener Beschaffenheit. Bei den Thesmophorien wurde die Kteis, aus Honig und Sesam gebildet, herumgetragen, dann in feierlicher Prozession vor die Göttin gebracht und dabei ertönten Lieder von der schmutzigsten Art, von den in wilder Lust erhitzten Weibern gesungen. Die Reden, die hiebei geführt wurden, waren so schmutzig, daß ein Heide, der Astronom Cleomedes[6]) von unzüchtigen Reden sagt, „. . . und anderen schlechten Dingen, von denen einige aus den Hurenhäusern zu seyn scheinen, andere solche, wie sie von den Cerealischen Weibern ausgesprochen zu werden pflegen, welche die Thesmophorien feiern.“ Einen noch schamloseren Eindruck macht die Beschreibung der Feier der Bacchanalien, oder Dionysiaca. Voran

1) Siehe hierüber das Ausführlichere in dem Buche: Les divinités génitrices ou sur le culte des Phalles par J. A. D. Paris 1805.
2) Siehe die Büchertitel in Hamilton Catalogue des Manuscripts Sanskrdams, Paris 1807.
3) Herodot. Hist. l. II. c. 48.
4) Lucianus De Dea Syra.
5) Garcillasso de la Vega, Hist. des Incas l. II. c. 6.
6) Cleomedes De Meteoris ed. Balforeus l. II. in Gronovii Thes.

zogen die Mysten, das Haar mit Schlangen umwunden, rohes Fleisch verschlingend. Einige ritten auf Eseln, andere führten Böcke. Indem sie wild und schäumend vor rasendem Taumel den Thyrsus schwangen, heulten sie. Voran gingen die Phallaphoren, welche an hohen Stangen die Bilder der Geschlechtstheile trugen, hinterher liefen die, welche die Phallischen Lieder sangen, diese waren meist als Weiber angezogen, und es gehörte dazu, daß sie trunken waren, daher Plato[1]) sagt: Wir sahen in den Dionysien die ganze Stadt trunken. Aehnlich ist die Beschreibung der Feste der Göttermutter, wo die wüthenden Priester in den Wahn einer viehischen Begeisterung nackt in der Menge des Volkes umherliefen, sich selbst entmannten und die zerrissenen Geschlechtstheile jubelnd dem Volke zeigten[2]). — So finden wir denn auch in fast allen Mysterien, in den Dionysischen, den Samothrakischen, den Eleusinischen: den Phallus, die Ithyphallischen Lieder und unzüchtige symbolisch-dramatische Handlungen. Hören wir die Worte eines gegen das Heidenthum gewiß nicht unbilligen christlichen Apologeten, welcher früher selbst in die Mysterien eingeweihet worden war, des Clemens Alexandrinus[3]): „Wie nun, wenn ich dir die Mysterien beschreibe? Ich will sie nicht spottend ausplaudern, wie Alkibiades, allein ich werde nach dem Worte der Wahrheit die verborgene Gaukelei enthüllen, und zugleich jene eure sogenannten Götter, denen ihr die Mysterien feiert, im Leben wie auf einer Schaubühne den Zuschauern der Wahrheit vor Augen stellen. Zuerst siehe, wie der rasende Dionysos von den Bacchen gefeiert wird, indem sie in heiliggehaltenem Wahnsinn rohes Fleisch verschlingen, und mit Schlangen das Haar umwunden und Eve rufend die frischgeschlachteten Böcke zertheilen . . . . Ihr, die ihr eingeweiht seid, werdet mit desto größerem Gelächter diese eure verehrten Fabeln hier empfangen. Ich will aber das Verborgene offenbar sagen, nicht mich scheuend, in Worten auszusprechen, was ihr euch nicht scheuet anzubeten. So erwähne ich denn zuerst die aus dem Schaum und Kypros Gezeugte, die Geliebte des Kinyras, die Aphrodite, sie, welche ausdrücklich heißt: die sich des männlichen Schaamtheils Freuende, weil sie aus diesem entstanden ist, nämlich aus jenen abgeschnittenen Geschlechtstheilen des Uranos, den unzüchtigen, welche selbst abgeschnitten mit den

1) De legg. l. I.

2) Man sehe die Beschreibung dieser Feste in dem Buche: Les divinités génitrices und in Gronovii Thesauro T. VII., wo noch weit viehischere Züge erwähnt werden. Ueber die Mysterien siehe eben dieselben und Saintecroix Recherches sur les mystères des Grecs, ed. de Sacy.

3) Clem. Alex. Protreptikos c. 2.

Wellen buhlten. Diese Aphrodite stellt ihr wohl mit Recht in den Mysterien als ein Erzeugniß der unkeuschen Theile des Leibes vor. Als ein Zeichen des Ursprungs dieser Meereswollust wird denen, die in die Buhlkunst eingeweiht werden, ein Salzkorn gegeben und ein Phallus. Auch bringen ihr die Eingeweihten ein Geldstück mit hinein, wie die Liebhaber der Buhlerin. Was ferner die Mysterien der Ceres betrifft, so sind sie nichts anders, als die Buhlschaft des Zeus mit seiner Mutter Demeter, und der Zorn dieser seiner, ich weiß nicht, soll ich sagen Mutter oder Frau?, weswegen sie auch Brimo oder die zürnende genannt wird. Man berichtet auch, daß Zeus die Zeugungstheile eines Widders der Ceres in den Schooß geworfen habe, da diese von ihm verlangte, daß er selbst als freiwillige Strafe für den verbotenen Umgang mit ihr sich entmannen sollte, indem er sie so täuschen wollte. Wenn ich nun zum Ueberfluß noch die Symbole dieser Einweihung hinzusetze, so weiß ich, daß es bei euch Gelächter erregen wird, wiewohl ihr eigentlich nicht lachen solltet, da ihr dadurch so beschämt werdet. Wenn ihr sagt: Aus der Trommel habe ich gegessen! Aus der Cymbel habe ich getrunken! Die Opferschüssel habe ich gekostet! Ins Weiberzimmer habe ich mich geschlichen! Sind dies nicht Symbole der Geilheit? Sind diese Mysterien nicht des Hohnes würdig? Wie, wenn ich nun auch das Uebrige hinzusetze? Demeter gebiert, Proserpina wird auferzogen, und nun beschläft Zeus wieder dieselbe Proserpina, die er gezeuget hat, indem er die mit der Mutter begangene Unzucht vergißt. So ist Zeus Vater und Schänder der Proserpina, und zwar unter der Gestalt eines Drachen, doch so, daß er nachher entdeckt wird. Und dieser Gott im Weibesbusen ist es, der in den Sabazischen Mysterien durch Symbole gefeiert wird, indem die Eingeweihten sich eine Schlange durch den Busen ziehen u. s. w.[1])." — Doch nicht allein das leichtfertige Griechenland kannte Feste wie diese, auch in Rom finden wir ähnliche Feste, und in der späteren Zeit auch ähnliche Mysterien. In den Frühlingsfesten der Göttin Anna Perenna kamen dieselben orgiastischen Festgesänge vor, mit denen bei den anderen alten Völkern die neue Geburt der Natur gefeiert wurde[2]). Eben so unzüchtig wie bei den andern alten Völkern ward auch hier der Dienst des Priapus ausgeübt. Varro erzählt[3]), daß der Gott Mutinus (so hieß bei

---

1) Vgl. Theodoretus Graecor. Affect. Curatio, Disp. I. Opp. T. I. p. 722.

2) Creuzers Symbolik B. 2. S. 973. N. A.

3) Bei Aug. de civit. Dei, l. VII. c. 24. etc. Tertulliani ad Nationes l. II. c. 11.

den alten Latiern Priapus) auf einem Wagen durch die Stadt gefahren wurde, bei den Häusern der vornehmsten Matronen still hielt, und diese ihn mit Blumen und Kränzen zu schmücken sich nicht scheuten.

So darf es auch nicht Wunder nehmen, wenn jenen schmutzigen Göttern auch die verworfensten Ausschweifungen beigelegt wurden. Theils um symbolisch irgend eine physische Erscheinung darzustellen, theils wohl auch aus wollüstigem Muthwillen Histörchen erfindend, legte man den Göttern die schmutzigsten Sünden bei, welche zuweilen sogar der Heide aus Schamhaftigkeit nicht namhaft zu machen sich scheut. So sagt z. B. Diodorus Siculus, er schäme sich die Geburt des Jakchus zu erzählen, welche den Haupt-Gegenstand der Sabazischen Feste ausmacht. Blutschande, Knabenschande, alle Arten von Geilheit sind noch etwas Geringes gegen Erzählungen wie die von Dionysius, der mit Steinen Unzucht treibt[1]), und von der Ceres und ihrer Entblößung[2]). — So konnte es also auch den Griechen nicht auffallen, wenn Huren[3]) oder geschändete Knaben[4]) zu Göttern erhoben und von dem Volke würklich angebetet wurden, welches nicht sehr selten geschah. So konnte es geschehen, daß sie eine Venus hatten mit dem Namen *καλλίπυγος*, und eine mit dem Namen *πόρνη*. — Was man von den Göttern zu erzählen sich nicht scheute, wie sollte man sich scheuen, dasselbe auch in Bildern nachzuahmen? Daher schildert mit gerechtem Unwillen die unzüchtigen Statuen der Griechen ein Zeitgenosse, indem er sagt[5]): „Maler und Bildhauer bilden die Europa auf dem Rücken des wollüstigen Zeus ab; weibisch und mit lüsternen Gliedern wird Dionysos dargestellt; Pan und die Satyre werden abgebildet wie Thiere und Esel nach Befriedigung ihrer Brunst strebend; Jupiter als Adler den Ganymedes begehrend, der Leda in Schwangestalt sich vermählend, oder als Goldregen der Danae auf den Schooß fallend.“ — Und Aristoteles in seiner Politik[6]) räth, „daß von Seiten der Obrigkeit dafür gesorgt werde, daß die Bildsäulen und Gemälde keine schmutzigen Scenen vorstellten, ausgenommen in den Tempeln solcher Gottheiten, die nach der gewöhnlichen Meinung der Sinnlichkeit vorstehen; doch sollten an Festen dieser Gottheiten nur Erwachsene Theil haben.“ — Doch nicht bloß Bildsäulen und Gemälde dienten dazu, die schändlichen

---

1) Arnobius adv. Gentes l. V. p. 177. ed. Paris 1651.
2) Clem. Alex. Protreptikos c. 2.
3) Eusebii Praep. Evang. l. II. c. 3. Lactantii Inst. l. I. c. 20.
4) Euseb. Praep. Evang. l. II. c. 6.
5) Theodoretus Graec. aff. cur. Opp. T. IV. p. 783. Disp. III.
6) Aristot. Politica l. VII. c. 18 ed. Schneider.

Erzählungen von den Göttern tiefer in die Gemüther zu prägen, auch Tanz und Schauspiel stellten sie lebendig genug dar. So erzählt Augustinus, daß noch täglich auf den Theatern gesungen und getanzt würde der Raub, den Mercurius begangen, und die Wollüste der Venus[1]), und Arnobius spricht[2]) von der Darstellung von Jupiters Raube der Europa durch Tanzkunst. — Ja, auch abgesehen von den anstößigen Abbildungen der Götter, war das öffentliche Schauausstellen männlicher und weiblicher Körper etwas, das mit einer ernsteren sittlichen Gesinnung unverträglich; auch wurden in der ältern Zeit bei den Griechen[3]), wie bei allen Morgenländern[4]) die Götterbilder stets bekleidet dargestellt. In dieser Hinsicht ist daher das schon früh entwickelte sittliche Gefühl des Sokrates merkwürdig, dessen Haupt-Bildhauerwerk die bekleideten Grazien waren. Nach demselben sittlichen Gefühl ward auch die jungfräuliche Pallas stets bekleidet abgebildet.

Solche Unreinheit der Götter Griechenlands und zum Theil auch Roms mußte in verstärktem Maaße dieselben Laster bei den Verehrern derselben erzeugen. Denn, wie Cicero sagt, statt das Göttliche auf die Menschen überzutragen, trugen sie die menschlichen Sünden auf die Götter über, und erfuhren davon die Rückwürkung.

Wenn wir zuerst das heilige Band der Ehe betrachten, so war freilich, zufolge des abendländischen Charakters, schon früh von den Gründern der Griechischen Staaten, von Kekrops, Solon, Lykurg die Monogamie eingeführt worden, indeß unstreitig aus keinem andern als aus einem politischen Gesichtspunkt. Dies sehen wir besonders bei den Lakedämoniern. Nach der Lykurgischen Gesetzgebung konnte die Eheverbindung wieder gelöst werden, sobald nicht mehr zu hoffen stand, daß daraus für den Staat kraftvolle, rüstige Bürger gezeugt werden würden. Eben so erlaubten die Lykurgischen Gesetze, daß die Ehemänner sich wechselseitig ihre Weiber auf eine Zeit überlassen könnten, weil Lykurg nach Plutarchs Berichten glaubte, die Kinder gehörten nicht den Einzelnen, sondern dem Staate. Und Solon, weil er kein anderes Mittel kannte, dem Ehebruche und der Knabenliebe zu wehren, ließ einen Tempel der Aphrodite zum Hause der Unzucht für die jungen Athener weihen, wo ihnen Sklavinnen feil geboten wurden. So war auch die Sitte, Beischläferinnen zu halten, bei den Griechen

1) August. de Civit. Dei. l. VII. c. 26. cf. Meursii Orchestra p. 23.
2) Arnobii adv. Gentes l. VII.
3) Plato de Rep. p. 221. ed. Bekker.
4) Herod. Hist. l. II. c. 8.

ganz allgemein. Fern war von den Griechen, wie von allen heidnischen Völkern, der Begriff einer Eheverbindung in Bezug auf das Leben in Gott, einer Verbindung, wie sie der Apostel Paulus schildert, wo das Weib auf ihre eigenthümliche Weise und der Mann nach seinem eigenthümlichen Charakter, beide zusammen aber zu ihrer wechselseitigen Förderung, der Liebe zum Erlöser sich hingeben, und von Seinem Geiste in ihrem Leben sich durchdringen lassen. — Wären aber auch die Griechischen Gesetze gegen die Unzucht noch so streng gewesen, so bleiben doch Gesetze ohnmächtig, wo die die Neigung bestimmenden Impulse fehlen. Daher sehen wir auch, daß nicht nur das Volk der Athener schaamloser Unzucht hingegeben war, sondern auch die Ausgezeichneten. Unter den Alten wird Aegeus, Theseus, Minos, Agamemnon, Phönix als unzüchtig beschrieben[1]), unter den Späteren. Themistokles, Aristides, Pausanias, Kimon[2]) und vor allen Perikles und Alkibiades. Die Lebensbeschreibung des Letzteren bei Plutarch giebt uns ein lebendiges Bild von seiner Zeit, einer Zeit, in welcher Griechenland auf der höchsten Stufe seiner Ausbildung stand. Gerade hier zeigt sich, wie weit oft Bildung und Herzensreinheit aus einander liegen. Reich begabt mit außerordentlichen Geistesfähigkeiten, die durch Bildung und allseitigen Unterricht noch erhöhet worden, kräftig und entschieden in seiner Willensrichtung war Alkibiades, so daß er zu Großem bestimmt war, hätte er unter dem höchsten Meister der Gedanken sich beugen lernen. Dahin gedachte Sokrates ihn zu leiten, und merkwürdig ist auch hier der Kampf der Griechischen Lebensrichtung in dem Jünglinge mit den ernsteren Anforderungen des Weisen. Gleich anfangs ward er betroffen von dem Göttlichen in Sokrates Erscheinung, er vermochte sich nicht von ihm loszusagen, wiewohl die geheime Sehnsucht der verderbten Neigungen ihn immer wo anders hin ziehen wollte. „Er erkannte, wie Plutarch[3]) sagt, das Geschäft des Sokrates sei ein Dienst der Götter zur Bewahrung und Rettung der Jünglinge.“ Und bei Plato[4]) gesteht Alkibiades von sich selbst: „Denn weit heftiger, als den vom Korybantentanz Ergriffenen, pocht mir, wenn ich ihn höre, das Herz, und Thränen werden mir ausgepreßt von seinen Reden. Wenn ich dagegen den Perikles hörte, oder andre gute Redner,

---

1) Athenaei Deipnosoph. l. XIII. c. 3. 4. 77. Plut. Vita Thesei. Il. l. II. v. 226.
2) Plut. Vita Themist. c. 2. 3. 18. 32. Vita Arist. c. 2. Corn. Nep. Vita Pausaniae c. 5. Plut. Vita Cimonis c. 4.
3) Plut. Vita Alcibiadis c. 4.
4) Plato, Symposion p. 453. ed. Bekker.

dachte ich wohl, daß sie gut sprächen, dergleichen begegnete mir aber nichts, noch gerieth meine Seele in Unruhe darüber und in Unwillen, daß ich mich in einem knechtischen Zustande befände. Von diesem Marsyas aber bin ich oft so bewegt worden, daß ich glaubte, es lohnte nicht zu leben, wenn ich so bliebe wie ich wäre. — Sokrates nöthigt mich, einzugestehn, daß mir noch gar vieles fehlt, und ich doch mich vernachlässigend, der Athener Angelegenheiten besorge. Mit Gewalt also, wie vor den Sirenen, die Ohren verstopfend, fliehe ich aufs eiligste, um nur nicht immer bei diesem sitzend zu veralten. Und mit diesem allein unter allen Menschen ist mir begegnet, was einer nicht in mir suchen sollte, daß ich mich vor irgend Jemand schämen könnte; indeß vor diesem allein schäme ich mich doch. Denn ich bin mir sehr wohl bewußt, daß ich nicht im Stande bin, ihm zu widersprechen, als ob man das nicht thun müßte, was er anräth, sondern daß ich nur, wenn ich von ihm gegangen bin, durch die Ehrenbezeugungen des Volks wieder überwunden werde. Also laufe ich ihm davon und fliehe, und wenn ich ihn wieder sehe, schäme ich mich wegen des Eingestandenen, und wollte oft lieber sehen, er lebte gar nicht; geschähe es aber etwa, so weiß ich gewiß, daß mir das noch bei weitem schmerzlicher seyn würde, so daß ich gar nicht weiß, wie ich es halten soll mit dem Menschen." — Alkibiades war ein Jüngling, in welchem alle Leidenschaften gleich heftig loderten, wie es aber immer bei dem natürlichen Menschen der Fall ist, welcher noch nicht das Element einer göttlichen Liebe in sich aufgenommen hat, durch welches allein alle ungöttlichen Neigungen wahrhaft besiegt werden können, so hielt auch bei ihm Eine überwiegende Leidenschaft die anderen im Zaum. Und diese war der Ehrgeiz, wie ihn, gerade von dieser Seite zu etwas Höherem einlenkend, schon richtig Sokrates beurtheilte[1]). Insofern nun der Erreichung seiner hochmüthigen Plane alle anderen Leidenschaften seines Herzens nicht entgegenstanden, gab er sich denselben ungescheut hin, und so wurde er in seiner Jugend, wie die Griechischen Komiker ihn nennen, das Weib aller athenischen Männer und erwachsen, der Mann aller Weiber, so wurde er Wollüstling, Weichling, Trunkenbold[2]). Wo dagegen ohne seinen Lüsten Schranken zu setzen, eine Befriedigung seines Ehrgeizes nicht möglich war, wie in dem rauhen Sparta, da wußte er alle seine geringeren Leidenschaften jener höchsten, dem Ehrgeize, unterzuordnen[3]). In Athen aber, wo seine Sinnlichkeit bei der

1) Plato Alcib. I.
2) Plut. Alcib. c. 4. 8. 16. 23. Athen. Deipn. l. XIII. c. 34.
3) Plut. Alcib. c. 23.

Hoheit seines Geistes von der Menge des Volkes und besonders von den Jünglingen angestaunt und zum Vorbilde genommen wurde, überließ er sich derselben auf eine ganz ungebundene Weise. Er unterhielt mehr Renn=Pferde, als die reichsten Städte und Könige jemals gehalten; seine Kleidung war von Purpur; einen berühmten Maler schloß er in sein Haus ein und zwang ihn, dasselbe mit Gemälden zu schmücken, was vorher noch nicht in Athen geschehen war; wenn er ins Feld zog, gaben die Epheser ihm ein Zelt, die Chier seinen Pferden Futter, die Lesbier besorgten Tafel und Schenktisch, die Kyzikener das Opfervieh; selbst bei den Kriegszügen folgten ihm die berühmten Buhlerinnen Damasandra und Theodota; auf seinem Schilde hatte er zum Zeichen einen Blitze schleudernden Amor, und auf einem Gemälde ließ er sich im Schooße der Buhlerin Nemea darstellen. Daher ward auch Alkibiades ernstlich von Komikern und Rednern gezüchtigt, daß er Wollust, Ueppigkeit und Prachtliebe unter dem Volke und besonders unter der Jugend verbreite[1]). — Richten wir nun von diesen Staatsmännern den Blick auf die Dichter, Künstler, Redner und Weltweisen der Griechen. Die das griechische Volksleben beherrschenden numina sind die Dichter. Die Wissenschaft, die Kunst, das bürgerliche Leben der Griechen, alles entwickelte sich an ihrem Homer. Homer war der Rathgeber für alle Fälle des Lebens[2]). Homer war der Lehrer der Jugend, der Tröster des Alters. Nun hat Keiner die Wollust reizender zu schildern gewußt, als er; keiner die Bedeutung des Lebens niedriger aufgefaßt. Das Verderbliche einer solchen Bildung an den Dichtern hat daher einen Plato vermocht, alle Dichter aus seinem idealen Staate zu verbannen. — Unverholen ist die Lust zum männlichen und zum weiblichen Geschlecht zum Gegenstande der Poesie gemacht bei Anakreon, Alkman, Bakchylides, Simonides, Alkäus, Sappho, Ibykus, deren Lieder zum Theil so üppig und schmutzig sind, daß selbst die äußerliche Zucht eines christlichen Staates die Bekanntmachung solcher Ergüsse der Wollust nicht gestatten würde[3]). Dem Wein und der Liebe sind die Gesänge eines Solon, Mimnermus, Theognis[4]) gewidmet. Archilochus Gesänge sind so un=

1) Siehe die Komiker bei Athenäus a. u. O. und die eine Rede des Andokides, wie die zwei Reden des Lysias gegen den Alkibiades.

2) Man höre den Nikeratus in Xenophon, Convivium, c. 4. §. 6. ed. Schneider.

3) Besonders gilt dies von den Bruchstücken des Ibykus bei Athenäus. Athen. Deipn. l. XIII. c. 8., welchen daher auch Cicero wegen seiner Wollust tadelt. Cic. Quaest. Tusc. l. IV. c. 33.

4) Athen. Deipn. l. XII. c. 1. l. XIII. c. 7. 8.

züchtig, daß sie aus dem sittenstrengeren Sparta entfernt wurden [1]). Was soll man von einem Volke, was von Weibern erwarten, welche dergleichen Schmutzreden anhören, ja beklatschen konnten! — Allein nicht nur von den Lyrikern und den Komikern, von so edlen Geistern selbst wie Pindar, Sophokles, Euripides besitzen wir Bruchstücke oder Nachrichten, welche mehr oder weniger die Reinheit ihrer Sitten verdächtig machen [2]). Von den Künstlern Griechenlands vernehmen wir, daß sie zu Schiedsrichtern der Anmuth der Griechischen Jungfrauen angenommen wurden, die sich zu diesem Zwecke vor ihnen zu entblößen hatten. Fünf Jungfrauen führten die Krotoniaten dem Zeuxis zu, um aus ihren enthüllten Reizen das Ideal der weiblichen Schönheit zusammensetzen und in Gestalt einer Helena darzustellen. Da Zeuxis ihnen den Preis der Schönheit zuerkannte, wurden sie von vielen Dichtern besungen, und ihre Namen dauerten länger als das Bild des Zeuxis [3]). Apelles buhlte mit der Pankaste, der Hetäre Alexanders, die ihm ebenfalls entblößt für seine Kunst hatte dienen müssen [4]). Von dem Philosophen Aristippus erzählt das Alterthum, daß er, als man ihm, welcher unzählige Buhldirnen unterhielt, zum Vorwurf machte, er setze seine Kinder aus, die er selbst gezeugt, sich nicht scheute zu antworten: Werfe man doch auch Speichel und Ungeziefer aus, das man selbst gezeugt habe [5]). Ungewiß ist der Ruf von Speusippus, Polemo, Arkesilaus, Aristoteles [6]). Desto sicherer sind dagegen diejenigen Beschuldigungen zu verwerfen, welche manche Stimme des Alter-

1) Athen. Deipn. l. VI. c. 3.

2) Athen. Deipn. l. XIII. c. 76. von Pindar; von Sophokles Athen. l. XIII. 45. 61. 81. 82. Solgers Uebersetzung des Sophokles, Einl. S. CXVII.; von Euripides Athen. l. XIII. c. 5. §. 1. Jacobs Anthol. Graeca T. I. p. 95. und Solger a. a. O. S. CXII. Freilich können wir nicht überall den Zeugnissen des Athenäus Glauben schenken, da er theils selbst vorgefaßte Meinungen hat, theils unzuverlässige Schriftsteller als Gewährsmänner anzieht, wie insbesondere den Hieronymus Rhodius. S. hierüber die gelehrte Abhandlung: Ueber die Zuverlässigkeit der philosophischen Schriftsteller der spätern Zeit, in Lucac Lectiones Atticae, ed. Sluiter, Leiden 1809. Doch ist er nicht überall ein verwerflicher Zeuge, wie denn z. B., was er aus Jon, dem Kretischen Geschichtsschreiber, von Sophokles Unkeuschheit anführt, das Gepräge der historischen Wahrheit trägt.

3) Cicero de Inventione l. II. c. 1.

4) Aeliani V. H. l. XII, c. 34., s. das die Noten von Perizonius.

5) Diog. Laert. Vitae Phill. l. II. c. 81.

6) Diog. Laert. l. IV. c. 16. 30. 40. Athen. Deipn. l. XIII. c 56. Diog. Laert. l. V. c. 12.

thums auch gegen Sokrates und Plato erhoben haben. Sie rühren theils aus Verläumdung her, die überall von dem Bösartigen gegen den durch Reinheit höher Stehenden ausgestreut wird, theils aus Mißverständniß Sokratisch-Platonischer Ausdrücke. Wäre Sokrates des Lasters der Knabenliebe schuldig gewesen, so würden gewiß seine Ankläger nicht ermangelt haben, auch dieses als Klagepunkt gegen ihn geltend zu machen, und Aristophanes, der Spötter, würde nicht diesen Punkt in seinen Spöttereien übergangen seyn. Was dagegen nicht nur seine Gesinnung, sondern auch sein Verhalten in Bezug auf Knabenliebe war, zeigt Platos und Xenophons Gastmahl deutlich genug. Das letztere giebt die eigentliche Ansicht des Sokrates von der Knabenliebe, das andere Platos Philosopheme darüber, wie sie aus der Sokratischen Denkweise hervorgingen. Nach beiden Gesprächen wird hier die himmlische Liebe von der irdischen unterschieden, die himmlische Aphrodite und die gemeine [1]). Bei Xenophon wird geradezu die Körperliebe von Sokrates verworfen, bei Plato dieselbe als eine heranbildende Stufe zu der eigentlichen wahren Liebe betrachtet. Zuletzt aber tritt im Platonischen Gastmahl Alkibiades auf und bezeugt, was gewiß geschichtlich ist, wie er selbst die Erfahrung gemacht, daß Sokrates für alle niedere Art der Liebe unempfänglich sei, allein der Seelenliebe hingegeben [2]). —

Als besonders charakteristisch für den Griechischen Charakter muß auch das Verhältniß der Hetären erscheinen. Kein anderes Volk finden wir, bei dem unzüchtige Frechheit sich so mit geistiger Verfeinerung vereint hätte, bei keinen einen Hetärencultus wie bei den Griechen. Während das weibliche Geschlecht unter diesem Volke in seiner geistigen Bildung vernachlässigt wurde, beflissen sich die Buhlerinnen aller Arten der Wissenschaft und Kunst. Sie besuchten die Hörsäle der Philosophen; sie waren Schriftstellerinnen; sie entwarfen Gesetzbücher für das Betragen ihrer Geliebten; sie hielten Schulen, in denen junge Mädchen eben so in der Buhlkunst unterrichtet wurden, wie Jünglinge in der Beredtsamkeit; berühmte Männer, Aristophanes der Grammatiker, Ammonius, Apollodorus, Gorgias sammelten ihre witzigen Ge-

---

1) Xenophontis Convivium, c 8. §. 9. Plato, Symposion, p. 385. ed. Bekker.

2) Auf diese Stelle im Symposion, p. 360. ed. Bekker, beruft sich auch Quintilian Institut. l. VIII. c. 4. zur Rechtfertigung des Sokrates und auf sie ist besonderes Gewicht gelegt in der apologetischen Abhandlung von Geßner über diesen Gegenstand: De paederastia Socratis in Vet. Comment. Gotting. T. II. p. 25.

danken und beschrieben ihre Geschichte; sie hatten ihre besonderen Maler (πορνογράφοι) wie Aristides, Pausanias, Nikephoras; die Weltmänner trugen geschriebene Nachrichten über sie in den Taschen [1]). Die Lustspieldichter sagten es öffentlich und die Komiker wiederholten es in den folgenden Jahrhunderten, daß die feineren Hetären und insbesondere Aspasia die Ursache der wichtigsten Unternehmungen und Begebenheiten ihres Zeitalters wurde, wie denn Aspasia die Unterjochung von Samos und den Anfang des Peloponesischen Krieges veranlaßte [2]). Sie unterhielt, wie Plutarch ausdrücklich meldet, fortwährend ein Bordell, und dennoch, fährt derselbe fort, führten selbst Gatten ihre Weiber zu ihr, um sie zu hören; Perikles, der Oberste des Athenischen Staats, entließ um ihretwillen sein Weib, und lebte mit ihr in vertraulichem Umgange, selbst Sokrates ging zu ihr, um sie zu hören. — Eine noch gemeinere Buhlerin als Aspasia war Phryne. Da es nun zu jener Zeit Sitte geworden war, die Göttinnen abzubilden nach den Umrissen von entblößten edlen Mädchen oder Hetären, so bot sich Pankaste, Buhlerin des Alexanders, dem Apelles dar zur Abbildung einer Venus Anadyomene, Phryne aber dem Praxiteles zur Venus Gnidia [3]); zu öffentlichen Buhlerinnen hoben also die Griechen ihre Hände, indem sie zu Gott beteten. Phryne hatte sich einen unermeßlichen Reichthum durch ihre Künste erworben, so daß sie der Venus zu Delphi ein goldenes Standbild errichten ließ, auf welches nachher Krates der Kyniker schrieb: Denkmal der Unmäßigkeit der Athener [4])! Den Thebanern bot sie an, ihre von Alexander zerstörten Stadtmauern wieder aufzubauen, wenn sie mit goldener Schrift darauf setzen ließen: Alexander hat es zerstört, Phryne aufgebaut. Als einst Hyperides sie verklagte, entblößte sie vor den Richtern den Busen, um so sich Lossprechung auszuwürken [5]). — Die Schaamlosigkeit ging noch weiter. Schon früher waren Schönheits-Wettstreite unter den Griechen eingeführt worden, wo entblößte Jünglinge und Jungfrauen um den Preis der höchsten Reize stritten, so in Arkadien, Lesbos, Tenedos, Elis, woselbst den Jünglingen je nach ihrer Schönheit die Tempelgefäße zu tragen gegeben wurden [6]). Phryne trat zu diesem Kampfe in

---

1) Siehe die geschichtliche Bestätigung aller dieser Data bei Athenaei Deipnos. l. XIII. c. 2. 3. 4. 5. 6. 21.
2) Plutarch Vita Periclis, c. 24. 25.
3) Aeliani H. V. l. IX. c. 32. c. notis Periz.
4) Diog Laert. l. VI. c. 60.
5) Alciphron Epistt. l. I. c. 31.
6) Athenaei Deipn. l. XIII. c. 20. 90.

Eleusis am Feste des Poseidon auf, wo dreißigtausend Griechen sich zu versammeln pflegten, und hier stieg sie ganz nackend, mit aufgelöstem Haupthaar als Venus Anadyomene vor den Augen von ganz Griechenland ins Meer hinab[1]). — Bei dem Tode der Buhlerin Pythonike begleitete eine große Anzahl der größten Künstler mit Trauermusik die Bahre, und Harpalus, Alexanders Statthalter in Babylon, errichtete ihr ein herrliches Kenotaph auf dem Wege von Athen nach Eleusis. —

Zu demjenigen Laster, welches nicht bloß nach dem Ausspruche des Apostels, sondern auch nach eines Plato's Urtheil unter das Thier erniedrigt[2]), der Knabenliebe, wurde den Griechen durch die Entblößung der Jünglinge und in Sparta auch der Mädchen die Veranlassung gegeben. Bei den körperlichen Uebungen, bei den festlichen Wettspielen zu Olympia, Nemea, Delphi kämpften in den späteren Zeiten Griechenlands alle Jünglinge und Knaben völlig nackend. In den ältesten Zeiten hatten sie, nach Thukydides[3]), einen Schurz gehabt. In Sparta hielten die Jungfrauen ihre Wettkämpfe zwar nicht völlig nackend, aber doch in unzüchtiger Kleidung[4]). In Chios rangen Knaben mit Mädchen[5]). Unmannbaren Mädchen wollte auch Plato erlauben, nackend zu kämpfen[6]). Plutarch spricht von den Wollüstlingen, die sich auf die Wettkampf=Plätze der Jugend drängten[7]), ebenso Cicero[8]). Daß aber diese Liebe auch nur oft reine Seelenliebe gewesen sei, erscheint nicht glaublich, wenn man die Zeugnisse des Alterthums hierüber prüft. Vielmehr scheint Sokrates ziemlich der einzige Weise gewesen zu seyn, welcher die höhere Ausprägung der inneren Harmonie in der Erscheinung der leiblichen Hülle nachwies. Nach seinem Vorgange indeß auch Plato, Xenophon, Aeschines und Kebes.

Empörender noch als alles Genannte, ist jener frevelhafte Gebrauch, den das Heidenthum einführte, daß Wollust als ein Götterdienst geachtet, und Weiber in die Tempel geführt wurden, um zur Ehre der Göttinnen ihre Tugend Preis zu geben.

---

1) Athenaei Deipn. l. XIII. c. 6. Ueber die Hetären Griechenlands ist zu vergleichen die Abhandlung von Jacobs in Wielands Attischem Museum B. 3. T. 2.
2) De leg. I. VIII. 90. 91. ed. Bekker.
3) Thucyd. Hist. l. I. c. 6.
4) Mansos Sparta B. 1. T. 2. S. 162.
5) Athen. Deipn. l. XIII. c. 20.
6) Plato, De legibus l. VIII. p. 83. ed. Bekker.
7) Plut. Amatorius c. 4.
8) Tuscul. Q. l. IV. c. 83.

So ist es auch jetzt in Ostindien, so war es in Aegypten[1]), in Babylon, in Lykien (ibid.), in Phönikien, ja nicht allein dies, in Babylon hatte ja bekanntlich selbst das Gesetz allen Weibern des Landes geboten, einmal in ihrem Leben am Tempel der Aphrodite mit einem Fremden Unzucht zu treiben[2]). Derselbe Gebrauch ging auch nach Griechenland über; so gaben schon in alten Zeiten die Cyprischen Jungfrauen, der Aphrodite zu Ehren, ihre Unschuld an Fremde Preis[3]), dasselbe fand Statt auf dem Berge Eryx in Sicilien[4]); am schmählichsten aber wurde die Unschuld entweiht in den Tempeln der Aphrodite zu Korinth[5]). Wie Strabo erzählt, rührte der ganze Reichthum der Stadt von dem Buhllohn her, welchen die tempeldienenden Hetären den zahlreichen Schifffahrern abnahmen. Mehr als tausend Dirnen waren Dienerinnen dieser Göttin und ihrer Tempel. Bei den öffentlichen Festen, wenn die Göttin um Fortsetzung ihrer Huld angefleht wurde, waren es die Hetären jener Tempel, welche man besonders zum Gebet aufforderte, als deren Bitten würksamer seien[6]). Da Xerxes aus Hellas vertrieben worden, schrieben die Korinther die Erhaltung ihrer Stadt und des Landes besonders den Gebeten der priesterlichen Buhlerinnen zu, und, wie die Athener die Helden von Marathon öffentlich abbilden ließen, so die Korinther ihre Tempel-Dirnen, deren Abbildung Simonides ein rühmendes Epigramm beifügte. Es war in Griechenland, und besonders in Korinth, nichts Ungewöhnliches, daß man gelobte, wenn Aphrodite in dem einen oder dem anderen Unternehmen gnädig wäre, wolle man ihr eine Anzahl Jungfrauen zu Buhlerinnen weihen[7]). Das Christenthum zerstörte diese Sitze der Wollust[8]). Wollte man hier an die Freudenhäuser und Orgien mitten in der Christenwelt erinnern, so erwäge man, daß, was hier von der Religion mit dem Kirchenbanne belegt, dort von der Religion gehegt, ja selbst geboten wurde.

Wir gehen zu Rom über. Wie durch andre Tugenden, so zeichnete sich das alte Rom auch durch Keuschheit aus. Eine Reihe trefflicher Beispiele derselben giebt uns Valerius Maxi-

---

1) Herod. Hist. l. I. c. 182.
2) Herod. Hist. l. I. c. 199.
3) Justini Hist. l. XVIII. c. 5.
4) Strabo l. VI. c. 2.
5) Siehe die Beschreibung dieser merkwürdigen Stadt in Strabo Geographia l. VIII. c. 6.
6) Athen Deipn. l. XIII. c. 4.
7) Athen. Deipn. l. XIII. c. 4.
8) Eusebii Vita Constantini. l. 3.

mus[1]). Nach Plutarch[2]) dauerte es zweihundert und dreißig, nach Valerius Maximus[3]) fünfhundert zwanzig, nach Aulus Gellius[4]) fünfhundert ein und zwanzig Jahre, ehe eine Ehescheidung in Rom vorfiel. Die Matronen genossen besondere Hochachtung und heiratheten nur einmal. Einen Senator strafte der Censor, da er sein Weib vor seinem Töchterchen küßte, dessen zartes Alter dies noch nicht gestattete[5]). Entblößungen und Nacktheit ward nirgend geduldet. Der alte Ennius sang: Flagitiis principium est, nudare inter cives corpora[6]). In den Bädern durften weder zusammen seyn der Vater mit dem mannbaren Knaben, noch der Schwiegervater mit dem Schwiegersohn[7]). — Doch mag wohl diese Reinheit der Sitten auch nicht in alten Zeiten ohne Ausnahme gewesen seyn. Wenigstens sagt Cicero[8]): „Will Jemand, daß der Jugend auch die Liebe von Buhlerinnen verboten sei, so kann ich nicht läugnen, daß er es ernst nehme, allein er weicht darin nicht nur von der Sitte unsers Zeitalters ab, sondern auch von der Gewohnheit und dem Gebrauche unserer Vorfahren. Denn wann ist dies nicht geschehen? Wann ists gerügt worden? Wann nicht gestattet?“ Zu Catos Zeiten war die Verderbniß schon allgemein, ja er selbst scheute sich nicht eine Buhldirne zu unterhalten, wie trefflich auch sonst sein eheliches Leben war, und bekannt ist ja, daß er einem Jünglinge, der aus dem Buhlhause kam, zurief: Schön, mein Lieber! indem er dies für das beste Mittel hielt, Ehebruch und Knabenliebe zu verhindern[9]). Sklaven unterrichteten schon damals die Jugend in den unzüchtigsten Tänzen; die Knabenliebe hatte ebenfalls schon überhand genommen, Lucius Flaminius, der Ueberwinder des Philipp von Makedonien, wird zuerst namhaft dessen bezüchtigt[10]). Als der Censor Appius den Coelius, Ciceros Freund deshalb anklagte, erhob Cölius, unter dem Beifall des Volkes, die Klage wider den Censor selbst[11]). Scipio Africanus der Jüngere war genöthigt, zweitausend Dirnen aus

---

1) Valerii Maximi Hist. V. l. VI. c. 1.
2) Plut. vita Romuli. Comp. Thesei cum Rom. c. 7.
3) Val. Max. Hist. V. l. II. c. 1. n. 4.
4) Auli Gellii Noctes Att. l. XVII. c. 21.
5) Ammianus Marc. Hist. l. XXVIII. c. 4.
6) Cicero Tuscul Q. l. IV. c. 33.
7) Plut. Vita Catonis c. 20. Valerius Max. Hist. V. l. II. c. 1. no. 7.
8) Cicero pro M. Coelio c. 20.
9) Horatii Satirae I. 2. v. 32.
10) Plut. Vita Flaminii.
11) Cicero Epp. ad. Famil. VIII. 12

dem Lager vor Numantia zu vertreiben. Sulla gab seinen Beischläferinnen die Besitzungen ganzer Völker. Clodius erbaute einen Tempel der Freiheit auf dem zerstörten Hause des Cicero, und da es an einem Standbilde der Göttin fehlte, ließ er das Bild einer berüchtigten Schand-Dirne als Göttin aufstellen [1]). Im Heere des Crassus lasen die Soldaten Liebesromane [2]). Zur Zeit des Catilinarischen Krieges waren schon unter allen Ständen die unnatürlichsten Laster verbreitet. Schon jene Zeit schildert Sallust [3]) mit diesen Farben: „Die Lust zur Unzucht und Hurerei aller Art ist eingerissen. Männer werden als Weiber gebraucht, Weiber stellen der Entehrung sich bloß, um der Speise willen wird Land und Meer durchforscht; man schläft eher als die Begierde dazu da ist; weder Hunger noch Durst, weder Kälte noch Müdigkeit wird erwartet, allem kommt man durch Schwelgerei zuvor. Dies zündet die Jugend, wo das Geld fehlt, zu Schandthaten an [4])." — Sulla, Lucullus, Catilina, Clodius, Crassus, Antonius, Pompejus, Cäsar, Augustus unter den Staatsmännern; Horaz, Plautus, Terenz, Ovid unter den Schriftstellern lehrten, jene durchs Leben, diese durch Schriften die Unzucht. Schon von der Zeit des Augustus sagt Livius [5]): „Durch Tugenden ist Rom gewachsen, bis jetzt, wo wir weder unsre Laster, noch deren Gegenmittel ertragen können." — Doch als Unschuld erscheint alles dieses beim Blick auf die Folgezeit des Reiches. Fern sei es indeß, die Gräuel der Kaiserzeit allein auf Rechnung der heidnischen Religion zu setzen, jene Ungeheuer waren auch ihrer eigenen Religion nicht treu, und darum gehört es auch nicht in unsern Plan, ihre Geschichte zu geben. Nur Ein Zeugniß, das von Seneca, finde hier seinen Ort. Seneca spricht über seine Zeit [6]): „Alles ist voll von Verbrechen und Lastern, es wird mehr begangen, als was durch Gewalt geheilt werden könnte. Ein ungeheurer Streit der Verworfenheit wird gestritten. Tagtäglich wächst die Lust zur Sünde, tagtäglich sinkt die Schaam. Verwerfend die Achtung vor allem Besseren und Heiligen stürzt sich die Lust, wohin es sei. Das Laster verbirgt sich nicht mehr.

1) Wieland, Uebers. der Briefe des Cicero B. IV. Anm. 5.
2) Plut. Vita Crassi c. 32.
3) Sallustii Bell. Catil. c. 13.
4) Vergl. Cicero Oratio Catil. II. c. 4.
5) Livii Praef. ad Histor.
6) Seneca de Ira l. II. c. 8.

Es trit vor Aller Augen. So öffentlich ist die Verworfenheit geworden, und in Aller Gemüther ist sie so sehr aufgelodert, daß die Unschuld nicht mehr selten sondern keine ist." —

Daß die Heiden bei ihren Sünden und Vergehungen würklich sich mit dem Beispiele der Götter entschuldigten, könnte uns eigentlich nur eine genaue Kenntniß des Volkslebens recht zeigen, allein wir haben auch außerdem Beispiele davon in den Schriften der Alten. Häufig beruft sich Meleager zur Entschuldigung seiner Knabenliebe auf die Götter, wie ja Zeus den Ganymed, Apollo den Kyparissus und Kinyras, Poseidon den Pelops entführte[1]. Eben so heißt es bei Athenäus[2]: „Warum sollte man nicht der Schönheit in Knaben und Mädchen nachstreben, da dies auch die Götter thaten? Hat doch unter den Göttinnen Aurora den Kephalos und Kleitos, Demeter den Jasion, Aphrodite den Anchises und Aeneas wegen ihrer Schönheit entführt?" — So tadelt Martial seine Frau[3] darüber, daß sie schilt, als sie ihn bei einem schönen Knaben findet. Wie oft hat nicht, meint er, Juno dem Donnerer Jupiter dasselbe sagen müssen? — So sagt recht aus dem Leben gegriffen ein Jüngling, welcher erzählt, wie er im Begriff war, Unzucht zu treiben, bei Terenz[4]: „Während das Mädchen im Gemach saß, blickte sie an die Decke und sah dort den Jupiter abgebildet, wie er als ein Goldregen in den Schooß der Danae herabsinkt. Auch ich fing an dorthin zu blicken, und freute mich, zu sehen, daß ein Gott schon früher gethan, was ich thun wollte. Und welch' ein Gott! der die Himmelsgewölbe durchdonnert. Ego homuncio hoc non facerem? Ego vero illud feci ac lubens." — Bei Ovid[5] beruft sich die von Liebe zu ihrem Bruder Caunus entbrannte Byblis auf das Beispiel, welches die Götter in der Blutschande gegeben haben, und an einer andern Stelle ermahnt derselbe unkeusche Dichter ein Mädchen[6], sie möge nicht in die Tempel gehn, denn dort habe schon oft Jupiter Mädchen zu Müttern gemacht. — Zornentbrannt über diesen schrecklichen Einfluß so nichtswürdiger Götter, sagte daher ganz frei von der Aphrodite, Antisthenes, der Freund des Sokrates[7]: „Könnte

1) Meleagri Epigrammata ed. Graeff. Lips. 1811. Epigr. 10. 14. 40.
2) Athen. Deipn. l. XIII. c. 20.
3) Martialis Epigrammata l. XI. Epigr. 44.
4) Terentii Eunuchus Act. 3. Sc. 5. v. 34.
5) Metamorph. l. IX. v. 789.
6) Ovidii Trist. l. II. v. 287.
7) Theodoreti Opp. T. IV. De Graec. affect. Cur. Disp. III. p. 774.

ich nur die Aphrodite fangen, mit dem Wurfspieß wollte ich sie durchbohren, so viele ehrbare und treffliche Frauen hat sie uns verführt." —

3) Die Humanität in der alten Welt.

Seit dem Beginn des vorigen Jahrhunderts hat sich der Begriff Humanität ausgebildet, in welchem sich das Bewußtseyn einer über dem empirischen Menschen stehenden Idee der Menschheit ausspricht, zu welcher der empirische Mensch sich heranbilden soll. Die Zeiten der Verkennung des Christenthums, in welchen das classische Alterthumsstudium zu einer höheren Blüthe gediehen war, haben in dem Griechischen Volke die höchste Blüthe dieser Menschenidee gefunden, das Christenthum nur als ein Zurücksinken von dieser Höhe zur Barbarei angesehen. Begnügte man sich oberflächlich, die Blüthezeiten des griechischen Lebens mit den neuen europäischen Culturanfängen nach der Völkerwanderung zu vergleichen, so mußte man freilich so urtheilen. Ist es aber das Christenthum, welches jene Zustände der Barbarei herbeigeführt, oder ist es nicht vielmehr die Macht, welche dieselben stufenweise überwunden, und einen höheren Culturzustand an die Stelle gesetzt hat? Unwidersprechlich ist es, daß nicht nur den Religionen der alten Welt, sondern auch ihren philosophischen Systemen zu der höchsten Idee der Humanität die Bedingungen fehlten. Zu dieser Bedingung gehört doch gewiß, daß die Menschheit ihrem wahren Wesen und ihrem Umfange nach erkannt wird. Beides fehlte der Griechischen Philosophie wie der Griechischen Religion. Ihrem Wesen nach wurde diese Idee nicht erkannt, da die Idee eines Gottes der Heiligkeit und der Liebe fehlte, welcher den Menschen zu seinem Ebenbilde geschaffen hat, da auch nicht sowohl die religiöse und sittliche Cultur des Herzens, als die Cultur der Intelligenz das Ziel jener humanistischen Bildung war — ihrem Umfange nach, da die Annahme eines autochthonischen Ursprungs der verschiedenen Völker eine naturnothwendige und unübersteigliche Schranke zwischen den Edelgebornen und den unedlen Raçen setzte. So blieb eine aristokratische Scheidewand aufgerichtet zwischen Hellenen und Barbaren und nur, wer mit der Griechischen Religion auch Griechische Cultur und Weisheit annahm, konnte sich zum Griechischen Menschenideal erheben. Es blieb eine aristokratische Scheidewand zwischen dem activen Staatsbürger und dem fremdländischen Sklaven, eine Scheidewand zwischen den zu philosophischer Weis=

mus[1]). Nach Plutarch[2]) dauerte es zweihundert und dreißig, nach Valerius Maximus[3]) fünfhundert zwanzig, nach Aulus Gellius[4]) fünfhundert ein und zwanzig Jahre, ehe eine Ehescheidung in Rom vorfiel. Die Matronen genossen besondere Hochachtung und heiratheten nur einmal. Einen Senator strafte der Censor, da er sein Weib vor seinem Töchterchen küßte, dessen zartes Alter dies noch nicht gestattete[5]). Entblößungen und Nacktheit ward nirgend geduldet. Der alte Ennius sang: Flagitiis principium est, nudare inter cives corpora[6]). In den Bädern durften weder zusammen seyn der Vater mit dem mannbaren Knaben, noch der Schwiegervater mit dem Schwiegersohn[7]). — Doch mag wohl diese Reinheit der Sitten auch nicht in alten Zeiten ohne Ausnahme gewesen seyn. Wenigstens sagt Cicero[8]): „Will Jemand, daß der Jugend auch die Liebe von Buhlerinnen verboten sei, so kann ich nicht läugnen, daß er es ernst nehme, allein er weicht darin nicht nur von der Sitte unsers Zeitalters ab, sondern auch von der Gewohnheit und dem Gebrauche unserer Vorfahren. Denn wann ist dies nicht geschehen? Wann ists gerügt worden? Wann nicht gestattet?" Zu Catos Zeiten war die Verderbniß schon allgemein, ja er selbst scheute sich nicht eine Buhldirne zu unterhalten, wie trefflich auch sonst sein eheliches Leben war, und bekannt ist ja, daß er einem Jünglinge, der aus dem Buhlhause kam, zurief: Schön, mein Lieber! indem er dies für das beste Mittel hielt, Ehebruch und Knabenliebe zu verhindern[9]). Sklaven unterrichteten schon damals die Jugend in den unzüchtigsten Tänzen; die Knabenliebe hatte ebenfalls schon überhand genommen, Lucius Flaminius, der Ueberwinder des Philipp von Makedonien, wird zuerst namhaft dessen bezüchtigt[10]). Als der Censor Appius den Coelius, Ciceros Freund deshalb anklagte, erhob Cölius, unter dem Beifall des Volkes, die Klage wider den Censor selbst[11]). Scipio Africanus der Jüngere war genöthigt, zweitausend Dirnen aus

1) Valerii Maximi Hist. V. l. VI. c. 1.
2) Plut. vita Romuli. Comp. Thesei cum Rom. c. 7.
3) Val. Max. Hist. V. l. II. c. 1. n. 4.
4) Auli Gellii Noctes Att. l. XVII. c. 21.
5) Ammianus Marc. Hist. l. XXVIII. c. 4.
6) Cicero Tuscul Q. l. IV. c. 33.
7) Plut. Vita Catonis c. 20. Valerius Max. Hist. V. l. II. c. 1. no. 7.
8) Cicero pro M. Coelio c. 20.
9) Horatii Satirae I. 2. v. 32.
10) Plut. Vita Flaminii.
11) Cicero Epp. ad. Famil. VIII. 12

dem Lager vor Numantia zu vertreiben. Sulla gab seinen Beischläferinnen die Besitzungen ganzer Völker. Clodius erbaute einen Tempel der Freiheit auf dem zerstörten Hause des Cicero, und da es an einem Standbilde der Göttin fehlte, ließ er das Bild einer berüchtigten Schand-Dirne als Göttin aufstellen [1]). Im Heere des Crassus lasen die Soldaten Liebesromane [2]). Zur Zeit des Catilinarischen Krieges waren schon unter allen Ständen die unnatürlichsten Laster verbreitet. Schon jene Zeit schildert Sallust [3]) mit diesen Farben: „Die Lust zur Unzucht und Hurerei aller Art ist eingerissen. Männer werden als Weiber gebraucht, Weiber stellen der Entehrung sich bloß, um der Speise willen wird Land und Meer durchforscht; man schläft eher als die Begierde dazu da ist; weder Hunger noch Durst, weder Kälte noch Müdigkeit wird erwartet, allem kommt man durch Schwelgerei zuvor. Dies zündet die Jugend, wo das Geld fehlt, zu Schandthaten an [4])." — Sulla, Lucullus, Catilina, Clodius, Crassus, Antonius, Pompejus, Cäsar, Augustus unter den Staatsmännern; Horaz, Plautus, Terenz, Ovid unter den Schriftstellern lehrten, jene durchs Leben, diese durch Schriften die Unzucht. Schon von der Zeit des Augustus sagt Livius [5]): „Durch Tugenden ist Rom gewachsen, bis jetzt, wo wir weder unsre Laster, noch deren Gegenmittel ertragen können." — Doch als Unschuld erscheint alles dieses beim Blick auf die Folgezeit des Reiches. Fern sei es indeß, die Gräuel der Kaiserzeit allein auf Rechnung der heidnischen Religion zu setzen, jene Ungeheuer waren auch ihrer eigenen Religion nicht treu, und darum gehört es auch nicht in unsern Plan, ihre Geschichte zu geben. Nur Ein Zeugniß, das von Seneca, finde hier seinen Ort. Seneca spricht über seine Zeit [6]): „Alles ist voll von Verbrechen und Lastern, es wird mehr begangen, als was durch Gewalt geheilt werden könnte. Ein ungeheurer Streit der Verworfenheit wird gestritten. Tagtäglich wächst die Lust zur Sünde, tagtäglich sinkt die Schaam. Verwerfend die Achtung vor allem Besseren und Heiligen stürzt sich die Lust, wohin es sei. Das Laster verbirgt sich nicht mehr.

---

1) Wieland, Uebers. der Briefe des Cicero B. IV. Anm. 5.
2) Plut. Vita Crassi c. 32.
3) Sallustii Bell. Catil. c. 13.
4) Vergl. Cicero Oratio Catil. II. c. 4.
5) Livii Praef. ad Histor.
6) Seneca de Ira l. II. c. 8.

Es trit vor Aller Augen. So öffentlich ist die Verworfenheit geworden, und in Aller Gemüther ist sie so sehr aufgelodert, daß die Unschuld nicht mehr selten sondern keine ist." —

Daß die Heiden bei ihren Sünden und Vergehungen würklich sich mit dem Beispiele der Götter entschuldigten, könnte uns eigentlich nur eine genaue Kenntniß des Volkslebens recht zeigen, allein wir haben auch außerdem Beispiele davon in den Schriften der Alten. Häufig beruft sich Meleager zur Entschuldigung seiner Knabenliebe auf die Götter, wie ja Zeus den Ganymed, Apollo den Kyparissus und Kinyras, Poseidon den Pelops entführte [1]). Eben so heißt es bei Athenäus [2]): „Warum sollte man nicht der Schönheit in Knaben und Mädchen nachstreben, da dies auch die Götter thaten? Hat doch unter den Göttinnen Aurora den Kephalos und Kleitos, Demeter den Jasion, Aphrodite den Anchises und Aeneas wegen ihrer Schönheit entführt?" — So tadelt Martial seine Frau [3]) darüber, daß sie schilt, als sie ihn bei einem schönen Knaben findet. Wie oft hat nicht, meint er, Juno dem Donnerer Jupiter dasselbe sagen müssen? — So sagt recht aus dem Leben gegriffen ein Jüngling, welcher erzählt, wie er im Begriff war, Unzucht zu treiben, bei Terenz [4]): „Während das Mädchen im Gemach saß, blickte sie an die Decke und sah dort den Jupiter abgebildet, wie er als ein Goldregen in den Schooß der Danae herabsinkt. Auch ich fing an dorthin zu blicken, und freute mich, zu sehen, daß ein Gott schon früher gethan, was ich thun wollte. Und welch' ein Gott! der die Himmelsgewölbe durchdonnert. Ego homuncio hoc non facerem? Ego vero illud feci ac lubens." — Bei Ovid [5]) beruft sich die von Liebe zu ihrem Bruder Caunus entbrannte Byblis auf das Beispiel, welches die Götter in der Blutschande gegeben haben, und an einer andern Stelle ermahnt derselbe unkeusche Dichter ein Mädchen [6]), sie möge nicht in die Tempel gehn, denn dort habe schon oft Jupiter Mädchen zu Müttern gemacht. — Zornentbrannt über diesen schrecklichen Einfluß so nichtswürdiger Götter, sagte daher ganz frei von der Aphrodite, Antisthenes, der Freund des Sokrates [7]): „Könnte

---

1) Meleagri Epigrammata ed. Graeff. Lips. 1811. Epigr. 10. 14. 40.
2) Athen. Deipn. l. XIII. c. 20.
3) Martialis Epigrammata l. XI. Epigr. 44.
4) Terentii Eunuchus Act. 3. Sc. 5. v. 34.
5) Metamorph. l. IX. v. 789.
6) Ovidii Trist. l. II. v. 287.
7) Theodoreti Opp. T. IV. De Graec. affect. Cur. Disp. III. p. 774.

ich nur die Aphrodite fangen, mit dem Wurfspieß wollte ich sie durchbohren, so viele ehrbare und treffliche Frauen hat sie uns verführt.“ —

3) Die Humanität in der alten Welt.

Seit dem Beginn des vorigen Jahrhunderts hat sich der Begriff Humanität ausgebildet, in welchem sich das Bewußtseyn einer über dem empirischen Menschen stehenden Idee der Menschheit ausspricht, zu welcher der empirische Mensch sich heranbilden soll. Die Zeiten der Verkennung des Christenthums, in welchen das classische Alterthumsstudium zu einer höheren Blüthe gediehen war, haben in dem Griechischen Volke die höchste Blüthe dieser Menschenidee gefunden, das Christenthum nur als ein Zurücksinken von dieser Höhe zur Barbarei angesehen. Begnügte man sich oberflächlich, die Blüthezeiten des griechischen Lebens mit den neuen europäischen Culturanfängen nach der Völkerwanderung zu vergleichen, so mußte man freilich so urtheilen. Ist es aber das Christenthum, welches jene Zustände der Barbarei herbeigeführt, oder ist es nicht vielmehr die Macht, welche dieselben stufenweise überwunden, und einen höheren Culturzustand an die Stelle gesetzt hat? Unwidersprechlich ist es, daß nicht nur den Religionen der alten Welt, sondern auch ihren philosophischen Systemen zu der höchsten Idee der Humanität die Bedingungen fehlten. Zu dieser Bedingung gehört doch gewiß, daß die Menschheit ihrem wahren Wesen und ihrem Umfange nach erkannt wird. Beides fehlte der Griechischen Philosophie wie der Griechischen Religion. Ihrem Wesen nach wurde diese Idee nicht erkannt, da die Idee eines Gottes der Heiligkeit und der Liebe fehlte, welcher den Menschen zu seinem Ebenbilde geschaffen hat, da auch nicht sowohl die religiöse und sittliche Cultur des Herzens, als die Cultur der Intelligenz das Ziel jener humanistischen Bildung war — ihrem Umfange nach, da die Annahme eines autochthonischen Ursprungs der verschiedenen Völker eine naturnothwendige und unübersteigliche Schranke zwischen den Edelgebornen und den unedlen Raçen setzte. So blieb eine aristokratische Scheidewand aufgerichtet zwischen Hellenen und Barbaren und nur, wer mit der Griechischen Religion auch Griechische Cultur und Weisheit annahm, konnte sich zum Griechischen Menschenideal erheben. Es blieb eine aristokratische Scheidewand zwischen dem activen Staatsbürger und dem fremdländischen Sklaven, eine Scheidewand zwischen den zu philosophischer Weis-

heit befähigter Classen und dem unphilosophischen Volke — zwischen dem männlichen Geschlecht und dem weiblichen.

Wir richten daher noch unseren Blick auf die Sklaverei, die Ehe und die Erziehung. Das Bild der tiefsten Erniedrigung bietet der Sklavenstand in Sparta. Eine dürftige, eckelhafte Kleidung, eine Mütze von Hundsfell unterschied sie von allen übrigen Einwohnern; diejenigen, welche zu rüstig wurden, mußten durch mannichfache Mißhandlungen geschwächt werden, und wenn ihre Herren es nicht thaten, wurden sie straffällig; jeder Sklave empfing jährlich eine gewisse Anzahl Schläge, um ihn — an seinen Sklavenstand zu erinnern; Lieder edlerer Art durften sie nicht singen, sondern wollüstige Gesänge; zuweilen mußten sie, zu ihrer völligen Erniedrigung, Spott= und Schmachlieder auf sich selbst singen, unzüchtige Tänze mußten sie zu demselben Zwecke tanzen, um den Söhnen der Spartaner das Laster der Trunkenheit verhaßt zu machen, bei öffentlichen Versammlungen sich betrinken; wenn ihrer zu viel wurden, brachte man sie meuchlings um, alle Jahre wurde von den jungen bewaffneten Spartanern zu einer gewissen Zeit Jagd auf sie gemacht, und, um ihre Vermehrung zu verhindern, wurden sie mit Dolchstichen getödtet [1]). Wenn nun auch eine ähnliche unmenschliche Behandlung die Sklaven in den übrigen Staaten Griechenlands nicht erfuhren, so war doch auch in ihrer Lage viel Entwürdigendes, wie z. B. daß die Benutzung derselben zur Wollust als etwas sehr Erlaubtes galt und gar nicht selten war. Solon selbst hatte auf dem alten Markt einer Anzahl Sklavinnen als Buhlerinnen einen Tempel angewiesen, wo sie der öffentlichen Lust dienten; daß ferner ihr Zeugniß vor Gericht immer mit den schrecklichsten Foltern begleitet war u. a. m. [2]). Bei den Römern war ebenfalls der Zustand der Sklaverei nichts weniger als erträglich, und besonders kann man aus der Geschichte der Sklaven in der Kaiserzeit lernen, was aus einer so gänzlich vernachlässigten und entehrten Menschenklasse werden kann. Einige Sklaven der Römer, die Ostiarii, lagen beständig in Ketten, wie Hunde, an den Pallästen der Großen; andere wurden in unterirdischen Arbeitshäusern eingesperrt. Ein schreckliches Gesetz war dieses, daß, wenn ein Herr gemordet worden, und man den Mörder nicht entdecken konnte, sämmtliche Sklaven mit Weib und Kindern

1) Mansos Sparta B. I. Th. 1. S. 137. Potters Griechische Archäologie B. I. S. 147 ff.

2) Siehe über den Gebrauch der Sklaven und Sklavinnen zur Wollust: Reitemeier, Geschichte der Sklaverei in Griechenland, Berlin 1789. S. 31. 42.

dem Tode übergeben wurden. Dieses furchtbare Gesetz war schon in der Republik entstanden, und Tacitus[1]) erzählt uns, wie einst bei dem Meuchelmorde des Pedanius Secundus 400 unschuldige Sklaven das Leben verloren. Die Sklaven wurden von den stolzen Römern auch nicht als personae betrachtet, sondern als Sachen (res)! Selbst von manchen Festen der Religionen, dem des Herkules in Rom und dem der Eumeniden in Griechenland — war der Sklave, als ob durch seine Nähe die Götter verunreinigt würden, ausgeschlossen. So ächt Römisch verfuhr auch mit seinen Dienern der in manchen andern Rücksichten ausgezeichnete M. Cato. Die Aeußerungen, welche bei dieser Gelegenheit Plutarch in der Lebensbeschreibung des Cato thut, sind merkwürdig. Er sagt[2]): „Daß Cato aber, nachdem er sich seiner Sklaven bis ins Alter wie Viehes bedient hatte, dieselben forttrieb und verkaufte, das muß ich einer gar zu großen Härte zuschreiben, welche meint, daß ein Mensch zum andern in keinen andern Beziehungen stehe, als in denen des Nutzens, während wir doch sehen, daß der Liebe ein größeres Feld einzuräumen ist, als der Gerechtigkeit. Nach Recht und Gesetz können wir nur gegen Menschen verfahren; die Leutseligkeit erstreckt sich aber auch zuweilen wie eine reiche Quelle aus Wohlwollen und Liebe selbst bis auf die unvernünftigen Thiere. Denn aus Wohlwollen geschieht es, daß man Pferde ernährt, die zur Arbeit untüchtig geworden, und Hunde nicht nur aufffüttert, sondern auch im Alter pflegt. .... Denn man darf nicht sich der Wesen, die Leben haben, wie Schuhe oder Geräthes bedienen, das man, wenn es zerbrochen und abgenutzt ist, durch den Gebrauch wegwirft, sondern, wenn aus keinem andern Grunde, muß man sich bei diesen schon im Voraus üben sanft und mild zu seyn, damit man so auch Menschenliebe lerne. Ich wenigstens würde nie einen alten Arbeitsochsen verkaufen, geschweige daß ich einen alten Sklaven, der auf demselben Boden mit mir aufgewachsen und an dieselbe Lebensart gewöhnt ist, gleichsam wie aus seinem Vaterlande vertreiben und für wenige Geldstücken verkaufen sollte, als unnütz dem Verkäufer und den Käufern. Cato aber, der in diesem Stück fast übermüthig war, ließ selbst das Pferd, dessen er sich in Iberien bedient hatte, zurück, um dem Staate das Fahrlohn zu ersparen. Ob dies nun Großherzigkeit oder Kleinigkeitskrämerei war, überlasse ich eines Jeden Beurthei-

1) Taciti Annal. l. XIV. c. 42.
2) Plut. in Vita Catonis. c. 5.

lung." — Und welche schreckliche Beispiele sehen wir in der Kaiserzeit, entweder von grausamen Gebietern, welche ihre Sklaven weit härter wie das Vieh behandeln, oder von nichtswürdigen Sklaven, die sich durch teuflische Künste der Anschwärzung von Unschuldigen, oder der Aufreizung zu Wollust sich in die höchsten Ehrenstellen zu drängen wissen! — Stumm und nüchtern stand dort der unglückselige Jüngling ganze Nächte hindurch am Kissen seines schwelgenden Gebieters, und sein einziges Geschäft war, den Speichel abzuwischen, den Auswurf des sich Uebergebenden schnell zu reinigen oder noch unsauberere Geschäfte zu verrichten. Husten, Niesen, ein leises Zuflüstern unter einander ward den Armen zum Verbrechen gemacht, da es die Gemüthsruhe des Schwelgers störte. Die härteste Geißel war der Lohn dafür [1]). Die geringsten Vergehungen zogen die unmenschlichsten Strafen zu. Ein Aufseher über die öffentlichen Schauspiele, der etwas Leichtes verschuldet, ward auf Caligulas Befehl mehre Tage hinter einander mit Ketten gepeitscht, und nicht eher hingerichtet, bis dem Wütherich das faulende Gehirn einen zu großen Gestank verursachte [2]). — Bekannt ist die Erzählung von dem Römischen Großen, dessen Sklave in Augustus Gegenwart ein Krystallgefäß zerbrach, und den er sogleich verurtheilte, den Fischen vorgeworfen zu werden. Der Unglückliche klammerte sich um die Füße des Kaisers und bat um Fürsprache, doch auch des Kaisers Fürsprache machte auf den Unmenschen keinen Eindruck. Dieser jedoch, im Zorn über eine solche Härte, ließ ihm alle seine kostbaren Gefäße zertrümmern. —

Die Stellung des Weibes bei den Griechen war nur wenig über die des Sklaven erhaben. Schon die Polygamie hatte dies zur Folge. Werkzeug zur Befriedigung der Lust zu seyn, war die eigentliche Bestimmung der Frau und während sie ihr ganzes Selbst dem Manne zum Opfer brachte, erhielt sie von diesem nur das getheilte Selbst zurück. Da man von den Weibern alles Böse erwartete, und ihnen in keiner Hinsicht traute [3]), so suchte man ihnen allen Umgang mit der Welt abzuschneiden. Sie hatten einen besonderen Theil des Hauses für sich, und zwar den hintersten, wo sie die obersten Zimmer bewohnten. Jungfrauen wohnten in Gemächern, die durch Schloß und Riegel verwahrt wurden, sie durften nur mit besonderer Erlaubniß aus einem Theil des Hauses in den andern sich begeben. Wenn sie des Nachts ausfuhren, mußten

1) Seneca Epist. 47.
2) Dio Cassius Hist. l. LIX. c. 27.
3) Stobaei Sermones, Sermo LXX. De vituperatione mulierum.

Fackeln vor dem Wagen hergehn. Alte Dienerinnen und Verschnittene bewachten sie, ließen sich aber nicht selten bestechen, ihnen Ausschweifungen zu erlauben [1]). Durch diese unfreie, eingeschränkte Behandlung, durch diese Zurückgezogenheit von allem geselligen Leben, mußte den Weibern selbst alle Gelegenheit zu geistiger Ausbildung, zur Erlangung von Zartheit und Sitte genommen werden. Kein Wunder daher, daß es viele Weiberfeinde gab, welche gar nicht heirathen wollten, deren Aussprüche zum Theil Stobäus gesammelt hat [2]). Diese hielten sich gewöhnlich an die Knabenliebe, weswegen die Ehe auch bei den Alten vornämlich als politisches Institut betrachtet wurde. In einem Werke, welches dem Pythagoräer Okellus Lukanus zugeschrieben wird, und welches wahrscheinlich Bruchstücke und Gedanken desselben enthält, werden folgende Grundsätze über die Ehe ausgesprochen [3]). „Zur Leitung in der Veranstaltung der Eheverbindungen, muß das Gesetz auf der einen Seite, auf der andern Besonnenheit und Gottesfurcht dienen. Und zwar ist die erste Vorschrift, nicht der Lust wegen Kinder zu zeugen, sondern zur Erhaltung des Ganzen, davon der Mensch ein Theil ist. Eben so fehlen auch diejenigen, welche bei Wahl der Gattinnen an etwas anders als das allgemeine Beste denken. Eintracht muß bei Eheleuten vorausgesetzt werden, Einheit der Gesinnung, sonst entstehet in den einzelnen Familien Zwietracht, und da der Staat aus Familien besteht, auch im Staate." — So politisch waren die Rücksichten, welche die Besseren bei der Ehe genommen wissen wollten. Lykurgus wollte durchaus keinen Hagestolzen dulden. Als Strafe derselben setzte er fest, daß sie bei den Kämpfen der halb nackenden Mädchen nicht zugegen seyn durften, und daß sie bei einem Feste öffentlich von Weibern um einen Altar geschleppt und mit Fäusten geschlagen wurden [4]). — Wie wenig die Verbindung der Ehe in ihrer Würde und Bedeutsamkeit bei den Griechen aufgefaßt worden, zeigt uns besonders das Beispiel Platos, welcher für seinen idealischen Staat (im fünften Buch der Republik) die Gemeinschaft der Weiber vorschlagen konnte. Wie zweckwidrig für den Staat sowohl, als für den Einzelnen, dieser Vorschlag sei, zeigte schon Aristoteles treffend [5]). Aristoteles bemerkt richtig, das Bedürfniß der

---

1) Potters Griechische Archäologie B. II. S. 564.
2) Stobaei Sermones, Sermo LXVI. Quod non expedit uxorem ducere.
3) Ocelli Lucani, De natura rerum, ed. Rudolphi, c. 4. p. 39.
4) Plut. in Vita Lycurgi. Athenaei Deipn. l. XIII.
5) Aristoteles Politica, l. II. c. 2—18. ed Schneider.

Einzelnen werde auf diese Weise doch nicht befriedigt, es würden dann wohl alle insgesammt sagen können: dies ist meine Frau, aber jeder Einzelne würde dies doch nicht sagen können; nie werde eine Sache schlechter besorgt, als wenn sie Mehreren zugleich angehöre, wo Jeder den andern sorgen lasse, würde auch die Kindererziehung in den größten Verfall gerathen; überhaupt würde in einem solchen Staate, bei so gar großer Gemeinschaft der Güter nur eine wässerige, nie eine kräftige Liebe statt finden können, weil kein Mensch irgend etwas eigen hätte, während der Mensch doch immer am meisten liebt, was ihm am eigensten ist." — Auch wurde von den Schülern des Sokrates und Plato noch am meisten die Würde des Weibes anerkannt. Sokrates selbst sagt sehr richtig [1]: „Durch Vieles, ihr Männer, wie auch durch das, was dieses Mädchen thut, wird es klar, daß die weibliche Natur in nichts der männlichen nachsteht, nur ermangelt sie der gehörigen Einsicht und Kraft. Wenn also einer von euch ein Weib hat, so lehre er sie nur mit guter Zuversicht, was irgend er wünscht, daß sie verstehe." — Und ein in manchen Zügen an das christliche heranreichendes Ideal der Ehe — das schönste, welches das Alterthum kennt — giebt Plutarch in seiner Schrift: Rathschläge an Ehegatten, welche er an zwei Neuvermählte schrieb. Er macht sie darin unter andern auf Folgendes aufmerksam: „Kein Weib wolle ihren Mann durch Künste der Buhlerei und Lust an sich zu fesseln suchen, es würde ihr so gehen, wie denen, welche durch künstliche Lockspeisen die Fische zu fangen suchen, sie fangen sie wohl leicht, aber die Lockspeise macht sie ungenießbar. So muß alsdann ein solches Weib Jahre lang mit einem schlaffen und unverständigen Manne leben. Diejenigen aber, welche lieber über unverständige Männer gebieten wollen, als verständige anhören, gleichen denen, welche lieber Blinde auf dem Wege leiten wollen, als Sehenden und den Weg Kennenden nachfolgen. Ueberhaupt muß das Weib am meisten die sittlichen und praktischen Vollkommenheiten zu erlangen suchen. — In einem weisen Ehestande muß jede Handlung von beiden gleichgestimmten Gatten ausgehn, doch muß des Mannes Leitung durchschimmern, wie, wenn auch zwei Stimmen zusammentönen, doch die tiefere die Melodie leitet. Doch leite das Weib den Mann nicht mit Schelten und Zürnen, sondern durch liebevolle Sanftmuth. Also hat die Sonne den Nordwind besiegt.

---

1) Xenophontis Convivium c. 2. p. 161. edit. Schneider.

Da dieser den Reisenden zwingen wollte, seinen Mantel abzulegen und stürmte und tobte, hüllte jener sich desto fester ein. Als aber die milde Sonne mit ihrem erwärmenden Strahle aus den Wolken hervortrat, legte der Wanderer nicht nur den Mantel, sondern auch das Obergewand ab. — Harmonie und Gleichgesinntheit ist die Seele der Ehe. Ein Spiegel, mit prächtigen Steinen besetzt, kann nichts helfen, wenn sich das Antlitz nicht ähnlich abspiegelt. So nutzt dir auch keine Gattin mit allen möglichen Vollkommenheiten, wenn sie nicht ein Abbild deiner Gesinnung ist. Das Weib muß weinen können mit dem weinenden Manne, und lachen mit dem lachenden. Plato sagte, glücklich sei die Stadt zu nennen, wo kein Unterschied zwischen Mein und Dein wäre, also muß es noch viel mehr bei einer Ehe seyn. Ja, wie die Aerzte sagen, wenn die linke Seite geschlagen wird, fühlt es die rechte, so muß das Weib und der Mann im größten wechselseitigen Mitgefühl leben. — Und so wie die Frau alles mit dem Manne gemein haben muß, so endlich auch die Freunde und zwar vornämlich die größten aller Freunde, die Götter. Sie darf keine anderen Götter verehren, denn ihr Gatte. — Du nun, mein lieber Pollianus[1]), der du schon im Alter bist, wo du philosophiren kannst, schmücke deine Gesinnung mit trefflichen Gedanken aus, indem du nur mit Nützlichem dich beschäftigest; deinem Weibe aber, wie die Bienen überallher das Gute zusammenführend, theile mit von dem, was du in dir trägst, sie bekannt machend mit den besten der Lehren.

Denn Vater bist du ihr worden und verehrungswürdige Mutter,
Ja auch Bruder.

Eben so geziemend ist es aber auch, daß du hörest, wenn das Weib spricht: Mann, du nun bist mir Lehrer, und Anweiser und Unterrichter der herrlichsten und göttlichsten Dinge. Denn wenn du deine Frau in solchen Dingen unterrichtest, wird sie von albernen Zeitvertreiben der Weiber abgebracht werden. Ein Weib, das die Meßkunst gelernt hat, wird sich schämen, zu tanzen, und die, welche Platos Worten und Xenophons sich freut, wird keine Zaubergesänge mit anhören. Ohne den Mann können Weiber keine Kinder zeugen, so muß der Mann auch in die Seele des Weibes den geistigen Samen streuen, um geistige Frucht zu Tage zu fördern. Du aber, Eurydike! suche stets die weisen und guten Aussprüche im Sinne zu behalten, und jene Reden immer im Munde zu führen,

1) Plut. Conjug. Praec. c. 48.

die du gehört hast, als du noch bei uns warest, damit du deinen Mann erfreuest, von den andern Weibern aber bewundert werdest, daß du, von Niemandem geputzt, dennoch geschmückt erscheinest. Die Perlen jener Reichen, die Seide jener Ausländischen kannst du für vieles Geld nicht erkaufen. Der Schmuck aber einer Theano, Kleobuline, Timoklea, der alten Claudia und Cornelia, und was sonst noch für berühmte Frauen gewesen sind, diesen Schmuck kannst du umsonst dir verschaffen, und dabei zugleich ruhmvoll und glücklich leben. Denn wenn Sappho sich so viel einbildete, wegen ihrer Geschicklichkeit im Dichten, so daß sie an ein reiches Weib schrieb: „Bist du gestorben, so wirst du im Grabe liegen, deiner wird keiner mehr gedenken, denn du besitzest nicht die Pierischen Rosen.“ — Wie solltest du nicht auf dich stolz seyn dürfen, wenn du nicht bloß die Rosen, sondern auch die Früchte besitzest, welche die Musen bringen und spenden denen, die Bildung und Weisheit erstreben?“ —

Dies führt uns zu einer verwandten Betrachtung bei den Alten. Die große Wichtigkeit der Kindererziehung erkannten die Alten an. Sokrates bei Plato[1]) sagt hierüber zu einem, welcher ihn über die Erziehung seines Sohnes befrägt: „Berathschlagung überhaupt ist eine heilige Sache. Ist aber irgend eine Berathschlagung heilig, so ist es die, welche wir jetzt anstellen wollen. Denn der Mensch kann über nichts Göttlicheres berathschlagen, als über seine eigne und seiner Angehörigen Erziehung.“ — Und Plutarch[2]): „Zu dem vollkommenen Zustande eines Menschen muß ein Dreifaches mitwürken: Natur, Lehre und Uebung. Wenn aber jemand meint, daß die, welche mit schlechten Anlagen geboren sind, durch sorgfältige Lehre und Pflege nicht im Stande wären die Mängel ihrer Natur zu ersetzen, der wisse, daß er gar sehr irrt. Vernachlässigung verdirbt die Trefflichkeit der Natur, aber Unterricht veredelt die Schlechtigkeit derselben. Wassertropfen höhlen Felsen aus. Ja es wird selbst, was wider die Natur durch Anstrengung erstrebt wird, trefflicher, als was der Natur eigenthümlich. — So wie die Leibesglieder des Kindes gleich von der Geburt an gepflegt und geübt werden müssen, um nicht zu verkrummen, so müssen auch gleich von Anfang an die Sitten der Kinder gehörig gebildet werden, wenn sie gerad' werden sollen; denn alles, was jung ist, ist noch feucht und weich, nimmt also

1) Platonis Theages. p. 5. ed. Bekker.
2) Plut. de liberis educandis, c. 4. 5. 6.

leicht die Eindrücke an. — Der Quell und die Wurzel einer edeln Gesinnung ist eine angemessene Erziehung. Daher hatte Krates nicht unrecht, der auf den höchsten Ort der Stadt sich stellte und ausrief: „O ihr Menschen! wohin laßt ihr euch reißen, die ihr den Erwerb des Vermögens über alles schätzet, euch aber wenig kümmert um die Söhne, denen ihr all' jenes Vermögen hinterlasset?" — Allein zuerst ist hiebei zu bemerken, daß das Hauptaugenmerk bei Erziehung der Kinder nur das war, sie zu rechten Staatsbürgern zu bilden, daß also, eben so wie bei den Ehen der Heiden, auch bei dem Verhältniß zwischen Aeltern und Kindern von der einen Seite jene zarteren Banden persönlicher Liebe unbeachtet blieben, welche Kind und Aeltern vereinen sollen, auf der andern Seite fehlte auch hier die Beziehung des Lebens des Kindes zu einer höheren Weltordnung, der jeder Mensch bei seiner Geburt geweiht, und durch die ganze Bildung seines Lebens einverleibt werden soll. — Plato in seiner Republik und im Buche von den Gesetzen, widmet eine vorzügliche Sorgfalt der Theorie der Erziehungskunde. Allein auch er kennt keinen höheren Gesichtspunkt derselben, als den der Uebereinstimmung mit den Staatsgesetzen. So sagt der Athener in dem Buche von den Gesetzen [1]). „Zum dritten und viertenmal läuft unsere Betrachtung auf das Ergebniß hinaus, daß Erziehung die Hinziehung und Hinleitung der Knaben zu demjenigen sei, was das Gesetz billigt, und die Verständigsten und Aeltesten durch die Erfahrung als das Beste erkannt haben." — Und mit derselbigen Rücksicht sagt Aristoteles [2]): Niemand dürfe bezweifeln, daß der Gesetzgeber ganz besondere Acht haben muß auf die Erziehung der Jugend. „Denn geschieht dies nicht in den Staaten, so verdirbt die Staatsverfassung. Es muß nämlich der Bürger einer jeden Verfassung auch ihr gemäß leben, indem die eigenthümliche Gesinnung jeder Verfassung diese selbst erhalten hilft, die demokratische Gesinnung die Demokratie, die oligarchische die Oligarchie, und die beste Gesinnung wird immer die beste Verfassung erzeugen." — Zufolge dieser politischen Betrachtungsweise der Erziehung wurde denn auch von den Weisen der alten Welt der Staat als der vornehmste Erzieher vorgestellt. Die Gesetze sollten die rechte Bildung der Jünglinge bewürken. Daher fällt bei Plato die Erziehungskunde der Jugend zusammen mit dem Auffinden der besten Staatsgesetze, Er konnte indeß auch darum schon keine Erziehung im wahren Sinne des

1) Plato de legib. l. II. p. 245. ed. Bekker.
2) Arist. Politica, l. VIII. c. 1. ed. Schneider.

Worts kennen, da er die Gemeinschaft der Weiber gebilligt hatte. Aristoteles rügt nun zwar dies, wie wir gesehen haben, allein der Einfluß, den er den Aeltern auf die Erziehung gestattet, ist doch auch nur ein sehr untergeordneter. Als das Hauptmittel derselben nimmt auch er die Gesetze an [1]), „doch können die Staatsgesetze nur allgemeine Regeln liefern, das Besondere müssen die Aeltern durch die Erfahrung lernen, denn dieses ist etwas Zufälliges.“ So wird z. B., sagt Aristoteles, der Arzt allen Fieberkranken insgemein Enthaltsamkeit von Nahrung und Ruhe rathen, es kann aber auch Einzelne geben, denen dies nicht dienlich ist.“ — Und in der Politik sagt derselbe [2]): „Da das Ziel des Staates nur eines ist, so ist klar, daß auch die Erziehung nur eine und zwar nothwendige seyn kann, und daß hiefür alle insgesammt und nicht Jeder besonders sorgen müsse, wie etwa jetzt Jeder besonders für seine Kinder sorgt, indem er ihnen besonderen Unterricht ertheilt, und welchen er will. Zugleich muß auch Keiner meinen, er sei sein eigner Bürger, sondern alle sind Bürger des Staats, denn ein Jeder ist ein Theil des Staats, jeder einzelne Theil muß aber nicht auf das blicken, was ihm allein fördersam ist, sondern was dem Ganzen.“ — Zwar war nun eine solche durchgehende Unterordnung des Einzelnen unter das Allgemeine in keinem Staate möglich geworden, als im Spartischen, allein in mehrern Hinsichten fand sie doch in allen Griechischen Staaten statt, wurde wenigstens überall angestrebt.

Sittlich höher als der Grieche steht wie in Bezug auf Ehe so auch auf Kindererziehung der Römer. Vermöge der Keuschheit, die durch die ernstere Römische Religionslehre erzeugt worden, war die eheliche Liebe hier inniger und wärmer, auch war das Weib lange nicht so eingeschränkt, als bei den Griechen. Die Frucht dieser wärmeren und innigeren Gatten-Verhältnisse zeigte sich in der Erziehung. Die Römer hatten solche Mütter, wie die treffliche Cornelia, und Väter, so ernst für die Ausbildung ihrer Kinder besorgt, wie Cato. Die Gesinnungen des Letzteren über Ehe und Erziehung giebt uns Plutarch in seiner Lebensbeschreibung desselben [3]): „Er wählte lieber eine edelbürtige als reiche Frau, glaubend, es habe zwar beides Gewicht und Grund, die edelbürtigen aber, das Schlechte verschmähend, seien eher ihren Gatten zu allem Edeln bereitwillig. Wer seine Gattin oder sein Kind schlage, sagte er, lege an das größte Heiligthum die

1) Aristot. Ethica ad Nicom. l. X. c. 9.
2) Aristot. Politica, l. VIII. c. 1.
3) Plut. Vita Catonis M. c. 20.

Hand. Er halte es für etwas weit Lobenswertheres, ein guter Gatte als ein großer Senator zu seyn. Auch am Sokrates bewundere er nichts mehr, als daß er bei einem bösen Weibe und nichtswürdigen Kindern sanftmüthig und ruhig sich verhielt. Da ihm nun ein Knabe geboren war, hielt er kein Geschäft, es sei denn ein Staatsgeschäft, für so wichtig, als dabei zu seyn, wenn seine Gattin es wusch und windelte. Denn sie stillte es mit eigner Milch. Oft auch die Kindlein der Sklaven an die Brust legend, suchte sie diesen Zuneigung zu ihrem Sohn einzuflößen. Wenn seine Kinder Verstand zu bekommen anfingen, nahm er sie selbst und lehrte sie die Schulwissenschaften, wiewohl er einen trefflichen Sklaven hatte, der sich darauf verstand und viele andere Kinder lehrte. Cato sagte, er wollte nicht, daß sein Sohn von Sklaven gescholten oder geschlagen würde, noch auch, daß er für solche Kenntnisse einem Sklaven Dank zu wissen habe.“ —

Ein Zug, in welchem der Mangel der Humanisirung uns besonders abschreckend entgegentritt, sind die Menschenopfer, welche nicht etwa bloß in den barbarischen Zeiten, sondern bis in die gebildetsten Zeiten herab in Griechenland und in Rom gebracht wurden. Wie allgemein dieser schreckliche Gebrauch in den alten Zeiten im Heidenthum war, erzählt der Heide Porphyrius selbst[1]: „Bei den Rhodiern wurde am 6ten Julius dem Kronos ein Mensch geopfert. In Salamis schlachtete man im März dem Agraulus, einem Sohne Poseidons und der Nymphe Agraulis, einen Menschen; späterhin brachte man dies Opfer dem Diomedes. Den zum Schlachtopfer Bestimmten führten Jünglinge dreimal um den Altar, dann bohrte ihm der Priester eine Lanze in den Leib, und sein Leichnam ward verbrannt. In Chios und Tenedos ward dem Dionysos Omadios ein in Stücken gerissener Mensch geopfert. Wie Apollodorus berichtet, ward auch in Lakedämonien dem Ares ein Mensch geschlachtet. Eben so schlachteten auch häufig die Phöniker und Kreter Menschen. Alle Menschenopfer aber bei den verschiedenen Nationen sollen, nach dem Geschichtschreiber Pallas, ungefähr um die Zeit des Kaisers Hadrian aufgehört haben. Denn vorher ward auch im Syrischen Laodikäa jährlich eine Jungfrau geschlachtet, jetzt aber eine Hirschkuh. Das Arabische Volk der Dumatier tödtete jedes Jahr einen Knaben an ihrem heiligen Kasten,

1) Porphyr. De abstin. carnis, l. II. c. 56. ed. Rhoer. und aus ihm Euseb. Praep. Evang. l. IV. c. 16. und Cyrillus contra Julian. l. II.

und vergrub ihn darunter. Phylarchus berichtet, daß die Griechen fast nie ins Feld rückten, ohne einen Menschen geopfert zu haben. Ich schweige von den Thrakern und Skythen; ich sage nichts von den Athenern, wie diese die Töchter des Erechtheus und der Praxithea schlachteten. Wem ist es aber unbekannt, daß noch heut zu Tage alljährlich bei dem Feste des Jupiters Latiaris in der großen Stadt ein Mensch geschlachtet wird?" — Andere wichtige Menschenopfer macht Clemens Alexandrinus [1]) namhaft: „Eure Götter forderten, wie Seuchen Städte und Völker durchziehend, grausame und blutige Opfer. Aristomenes der Messenier schlachtete dem Zeus Ithometes dreihundert Menschen und darunter Theopomp, den König der Lakedämonier. Die Taurier, die am Taurischen Chersones wohnen, pflegten alle Fremden, welche aus Irrthum oder vom Sturm verschlagen an ihrer Küste landeten, sofort der Taurischen Artemis zu opfern. Zu Pella in Thessalien ward ein Achäer dem Peleus und Chiron geopfert. Das Kretische Volk der Lyktier pflegte ebenfalls einen Menschen zu schlachten. Ein gleiches Opfer brachten nach Dosidas Erzählung die Lesbier dem Dionysos. Pythokles erzählt, daß die Phokäer einen ganzen Menschen der Taurischen Diana verbrannten. Erechtheus der Attiker und der Römer Marius opferten ihre beiden Töchter, der erstere der Persephone, Marius den Diis averruncis." — Konnte doch selbst Aristides die drei Söhne der Schwester des Persischen Königs, die er gefangen nahm, dem Dionysos Omestes opfern [2]), auch Themistokles opferte mehre vornehme Perser. Wie Dionysius von Halicarnassus erzählt [3]), pflegten die Römer noch bis in die spätesten Zeiten alljährlich gegen die Mitte Mai, in der Frühlings=Nachtgleiche unter Begleitung der Prätoren und Vestalischen Jungfrauen nach der Tiber zu ziehen, und dreißig Bilder von Menschen in den Fluß zu werfen, zum Andenken an die früheren Menschenopfer. Und Livius benachrichtet uns, daß einst bei einer großen Gefahr des Staates ein Gallier und eine Gallierin den abwendenden Göttern begraben wurde. Wohl bemerkt bei Erzählung dieser grausamen Gottesdienste mit Recht Lactantius [4]): „Wie könnten jene Götter ihnen mehr thun, wenn dieselben auf sie stets zürnten, als jetzt, wo sie deren Begütigung so grausam erkaufen müssen!" —

Wir schließen diese Betrachtung über die Einflüsse des Heidenthums mit den begeisterten Worten des Bischofs Athanasius,

1) Clem. Alex. Protreptikos, c. 3. init.
2) Plut. Vita. Aristidis c. 9.
3) Euseb. Praep. Evang. l. III. c. 16.
4) Lactant. Institut. l. I. c. 21.

in denen er die weit um sich greifende Gewalt und umgestaltende Kraft des Evangelii schildert[1]): „Wer unter den Menschen hätte wohl so weit durchdringen können bis zu den Skythen, den Aethiopern, den Persern, den Armeniern, den Gothen oder zu denen jenseit des Oceans oder jenseits Hyrkanien oder aber an die Aegypter und Chaldäer sich wenden; an diese, welche Magie treiben und von Aberglauben ganz beherrscht werden, an jene, welche wild in wüsten Gegenden hausen, und beiden mit Muth und Weisheit predigen gegen die Anbetung der Götzen? — Wer hätte dies gekonnt, wenn nicht der Herr des Alls, die Kraft Gottes, unser Herr Jesus Christus? Er, welcher nicht bloß durch seine Jünger dort predigen ließ, sondern auch jenen Völkern die innerliche Ueberzeugung mittheilte, so daß sie hinfort nicht mehr den vaterländischen Göttern opferten, und fahren ließen die Rohheit der Sitten. Denn früher, da Griechen und Barbaren den Göttern dienten, kämpften sie stets unter einander grausam gegen ihre eigenen Blutsverwandten, ja es konnte überhaupt Niemand Meer und Land durchreisen, ohne die Hand mit Schwertern zu bewaffnen wegen des unvorsichtigen, wechselseitigen Kampfes. Vielmehr war ihr ganzes Leben ein Waffendienst, ihr Stab war das Schwert, die Stütze aller Hoffnungen. Wiewohl sie nun hiebei immerwährend den Göttern dienten, hat dies doch nicht ihren Sinn zu ändern vermocht. Kaum aber traten sie über zu Christi Lehre, so verschwand die Rohheit und das Morden, nachdem auf wunderbare Weise im Innern das Gemüth zerknirscht worden. — Welcher bloße Mensch hat je so viel vermocht, im Streite aufzutreten gegen den gesammten Götzendienst, das gesammte Dämonenheer, die ganze Magie, die gesammte Griechische Weisheit und dieses alles durch einen einzigen Umschwung zu überwinden?" —

---

1) Athan. Opp. T. I. p. 105.


UNIVERSITY OF CHICAGO
44 755 666